Aus dem modernen Russland ...

Bernhard Stern

Slav 3078.93.2

Harvard College Library

FROM

Dr. A. C. Coolidge

20 Nov. 1895.

Bernhard Stern

Aus dem modernen Russland.

NHALT: Die Aussätzigen von Jakutsk. — Eine Ohrfeigen-
Carriere. — Wenn der Rubel rollt. — Eine Erinnerung an Gontscharow.
Graf und Bauer, Dichter und Mystiker. — Torquemada in Rufsland.
Der Kampf gegen die Sekten — Die Agonie des Baltentums
Dorpat und Jurjew. — Quer durch Sibirien.

LIBRARY.

Zweites Tausend

Berlin 1893.
Verlag Siegfried Cronbach

Stuhr'sche Buchhandlung BERLIN. N.W. Unter den Linden

George Kennan, Sibirien! — Deutsch von **E. Kirchner.** 11. Auflage. 1892. Preis 3 M, geb. 4 M.

George Kennan, Sibirien! — Deutsch von **E. Kirchner.** Neue Folge. 8. Auflage. 1892. Preis 3 M., geb. 4 M.

George Kennan, Sibirien! — III. Band. Mit dem Portrat des Verfassers. 3. Auflage. 1893. Preis 3 M, geb. 4 M.

George Kennan, Zeltleben in Sibirien und Abenteuer unter den Korjäken und anderen Stämmen in Kamtschatka und Nordasien. 4. Auflage 1892. Preis 4 M., eleg. geb. 5 M. 50 Pf.

Wer Kennan's „Sibirien", im wesentlichen die entsetzliche Geschichte der politischen Opfer russischer Barbarei kennt dem brauche ich den vorliegenden Band nicht weiter zu empfehlen Er enthält die Erlebnisse des Reisenden während eines dreijährigen Aufenthalts in Kamtschatka und der Nordostecke Asiens, welche von ihm und mehreren Genossen behufs Legung einer Telegraphenlinie durchforscht wurden.

Besprechung i. d. Zeitschr. „Der Bildungsverein".

Eine Blitzfahrt rund um die Welt von **Elisabeth Bisland.** 1892. Preis M. 1.50. Elisabeth Bisland, eine junge, unternehmungslustige Amerikanerin, schildert mit jugendlichem Feuer und weiblichem Enthusiasmus die Beobachtungen, die sie wahrend einer 75tagigen Reise um die Welt gesammelt hat. Der rasche Wechsel der bunten Bilder und die Frische der Schreibweise machen das Buch zu einer fesselnden Lektüre für jeden gebildeten Leser.

Aus den Sibirischen Bleibergwerken. Unedierte Briefe des zu lebenslanglicher Zwangsarbeit verurteilten russischen Professors **Vasziij Jakszekov.** Mit den Zeichnungen und dem Autogramm des Verurteilten Aus dem Ungarischen übersetzt. 1892. Eleg. brosch. Preis M. 2.50.

George Kennan hat über die sibir. Gräuel so klar und ausführlich geschrieben, dafs vermeintlich nichts Neues mehr mitzuteilen ist Das aber, was dieses Werk mitteilt, ist so haarsträubend und übertrifft das Glaubliche in solchem Mafse, dafs man die Mitteilungen für unwahr halten müfste, wenn leider die Wahrheit nicht nachgewiesen würde. Dafs die zu lebenslängl Zwangsarbeit Verurteilten zu Grunde gehen sollen, ist ja allen bekannt, dafs aber dort Menschen behandelt werden, wie in civilisierten Staaten Vieh ohne gesetzliche Ahndung nicht behandelt werden darf, ist wohl gänzlich unbekannt

Alfred Stern, Prof. der Gesch. in Zürich.

Das Leben Mirabeaus.

2 Bände. 10 Mark. Die „National-Zeitung" schreibt: Das Buch Alfred Sterns füllt nicht nur in der deutschen, sondern auch in der französischen historischen Litteratur eine Lücke in dankenswertester Weise aus. Vortrefflich weifs er in der Darstellung Licht und Schatten zu verteilen, ohne das Kleine und scheinbar Zufällige zu vernachlässigen, überall die Hauptpunkte lichtvoll hervorzuheben. Seine natürliche Vorliebe für seinen Helden reifst ihn kaum je zu einer Beschönigung seines Thuns oder zu einer Verschwärzung seiner Gegner hin. Bis zu Ende bleibt sich seine Zurückhaltung als Geschichtsschreiber, der nur erzählen, nicht richten will, gleich. Die Genauigkeit der Erzählung, die eindringliche Schärfe der Charakterschilderung, die Fähigkeit, den Inhalt von Reden und Broschüren in wenigen Zügen sicher und anschaulich zusammenzufassen, zuerst und zuletzt die Objektivität des Urteils und der Darstellung sind die grofsen Vorzüge des Buches.

B. v. Bilbassoff, Prof. in St. Petersburg.

Geschichte Katharina II.

Band I, Abtlg. 1 u. 2. Autorisierte Ausgabe übersetzt von M. v. Pezold. Preis 12 Mark. Des russischen Originals 2. Band, übers v. P. v. R., 66 Bogen. 18 Mark.

Nachdem das russische Original dieses Buches, wie man hört, bis auf eine ganz geringe Anzahl von Exemplaren auf Veranlassung der Censurbehörde vernichtet wurde, hat die deutsche Ausgabe dieses Bandes ein um so gröfseres Interesse. Bei der ungewöhnlichen Ausführlichkeit, mit welcher hier die Vorgänge der Thronbesteigung der grofsen Kaiserin und der ersten Zeit ihrer Regierung erzählt werden, bei dem zum Teil völlig neuen Aktenmaterial, über welches der Verfasser verfügte, verdienen die Ausführungen Bilbassoffs die besondere Beachtung der Fachleute und des Publikums. (Litter. Centralblatt 1893, No 2.)

Digitized by Google

Bernhard Stern

Aus dem modernen Russland.

Inhalt.

Die Aussätzigen von Jakutsk. — Eine Ohrfeigen-Carriere. — Wenn der Rubel rollt. — Eine Erinnerung an Gontscharow. — Graf und Bauer, Dichter und Mystiker. — Torquemada in Rußland. — Der Kampf gegen die Sekten. — Die Agenten des Baltentums. Dorpat und Jurjew. — Quer durch Sibirien.

Zweites Tausend.

Berlin
Verlag Siegfried Cronbach.
1893.

I. 4892
Slav 693.7
Slav 3078.93.2
HARVARD COLLEGE
NOV 22 1895
LIBRARY
Dr. A. C. Coolidge

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

Ein Teil dieser Skizzen wurde von mir in der Kölnischen Zeitung veröffentlicht und machte von dort aus die Runde durch eine grofse Anzahl Zeitungen, für mich ein Beweis, dafs der Inhalt Interesse gefunden. Möge das gleiche Interesse auch den übrigen Skizzen zu teil werden.

Inhalt.

	Seite
Die Aussätzigen von Jakutsk	1—15
Eine Ohrfeigen-Carriere	16—30
Wenn der Rubel rollt	31—41
Eine Erinnerung an Gontscharow	42—47
Graf und Bauer, Dichter und Mystiker	48—75
Torquemada in Rußland	76—92
Der Kampf gegen die Sekten	93—140
Die Agonie des Baltentums: Dorpat und Jurjew	141—157
Quer durch Sibirien	158—168

Die Aussätzigen von Jakutsk.

Im östlichsten Sibirien liegt das Gouvernement Jakutsk, das beinahe halb so groſs wie Europa, kaum soviel Einwohner wie eine mittlere europäische Provinzstadt hat.

Es ist ein einsames, todtrauriges Land . . .

Undurchdringliche Wälder mit Riesenstämmen und Schmarotzerpflanzen. Oder grenzenlose Sümpfe, nur da und dort unterbrochen von einem moosbedeckten Erdhaufen, ähnlich einem Grabhügel. Ein andermal lange Bergeszüge, schwarz nnd kahl, mit Klüften voll ewigen Schnees.

Winters ein Frost, der nicht selten den fünfzigsten Réaumurgrad erreicht, Sommers eine tropische Hitze. Dem heifsesten Sommertag aber folgt gewöhnlich neblige feuchte kalte Nacht.

Myriaden giftiger Insekten schwirren tags umher, zahlreiche hungrige Bären gieren nachts nach Beute. Hier raschelt ein Hermelin, dort flieht ein Zobel durch die Büsche, oder ein Eichhörnchen springt hehend von Ast zu Ast.

Oft unterbricht den Urwald ein stürzender Bergstrom, oder durch den Morast schleicht träg und trüb ein Sumpffluss. Hin und wieder thut sich ein See auf und plätschert mit seinen Wellen leise Melodieen.

Sonst angstvolles ängstigendes Schweigen.

Kaum giebt es Wege und Stege. Von Zeit zu Zeit ein Werstpfahl, ein lahmer Wegweiser, eine halbverfallene Holzbrücke.

Nur einmal im Monat geht ein Postkurier der Regierung nach Russland. Nur zweimal im Jahre findet ein Verkehr von Passagieren, ein Transport von Frachten statt.

Dann trifft man jede 200 Werst kleinere, jede 400 Werst grössere Stationen, wo man Sommers frische Pferde, Winters frische Renntiere, zuweilen auch Proviant erhält. Diese Stationen sind einfache Zelte, Jurten genannt; die grösseren haben Scheune und Stall. Wenn es nicht gerade Reisezeit ist, sind die Stationen geschlossen, verödet.

Wohl dann dem Reisenden, der auf sogenannte Powarnje oder Kochplätze stösst: unbewohnte Jurten, welche einen primitiven Herd und ein Loch im Dach als Schornstein besitzen.

Findet man keine Powarnje, so kann man bei 40 bis 50 Grad Kälte im Schnee übernachten. Man gräbt eine warme Gruhe, entzündet womöglich ein Feuer zum Schutz gegen Insekten und Baren, hüllt sich in seinen mächtigen Pelz und legt sich nieder.

Gefährlich wird solch Lager, wenn die Purga kommt, der Sturm, der den Himmel und die Erde

verfinstert, der den Schnee in Wolken herbeiträgt und alles verweht, was er am Wege findet . . .

Man wandert und wandert, wohl tausend Werst weit, und kein Mensch ist rings zu sehen.

Doch plötzlich klingt durch lautlose Lüfte Geläut einer Schlittenschelle. In leicht hinfliegender Troika macht ein Kaufmann eine kleine Geschäftsreise von 500 Werst. Oder ein Freund besucht einen Freund auf einen Sprung, liegt ja doch das Dorf des einen von dem des andern blofs so weit wie Wien von Berlin.

Man wandert weiter durch die Unermefslichkeit, wohl tausend Werst weit.

Und horch, abermals Geläut einer Schlittenschelle. Ein Beamter reist 2000 Werst weit, um einen Auftrag der Regierung zu vollführen, Pferde einzukaufen, einen Streit zu schlichten, Steuern zu erheben. Oder ein Missionär zieht, 3000, 4000, 5000 Werst, bis an den Rand des Eismeers, um den halbwilden Tschuktschen das Christentum zu predigen.

Auch das sind Helden, gleich jenen Männern, welche Afrika durchziehen, welche australischen Menschenfressern das Evangelium bringen, welche im Auftrage ihrer Regierungen wilde Völkerstämme besiegen.

Von ihnen aber singt kein Lied, sie preist kein Buch, sie belohnt kein Orden, ihr Bild bringt kein Blatt. Fremd ist ihnen jeglicher Ehrgeiz, das Pflichtgefühl ist ihre Triebfeder, ihr Beruf ist ihr Ruhm, und die Regierung hält ihre tapfersten Thaten, ihre gröfsten Strapazen für selbstverständlich und schreibt

in ihre Dienstliste einfach und schmucklos: „Wurde zu allerlei Dienstaufträgen verwendet“ . . .

*

Es ist ein einsames todtrauriges Land. Und ein unglückliches halbwildes Volk vegetiert in ihm.

Die Jakuten waren noch bis vor kurzem Heiden, und ihr Christentum ist sehr zweifelhaft, von heidnischen Traditionen und Gebräuchen fast erdrückt. Sie wohnen in nicht gar grofsen Dörfern, die in weiten Entfernungen voneinander liegen. Ihre Wohnstätten sind Jurten primitivster Konstruktion, nur Wohlhabende vermögen es zu einem Haus in der Art der russischen Isha oder Bauernstube zu bringen, welche neben anderen Bequemlichkeiten, wie Tisch, Bank und Bett, einen veritablen Ofen hat.

Nur die Wohlhabenden vermögen sich auch wirkliches Essen zu kaufen: Fleisch von Kühen und Pferden, Milch und Kumys, gute Fische, sogar gehackenes Brot als Dessert; die Lieblingsspeise aber ist Fett, das selbst in ungereinigtem ungekochten Zustand massenhaft vertilgt wird.

Arme Leute indes können weder Fleisch noch Milch, weder Brot noch Fett erwerben; sie nähren sich fast ausschliefslich von kleinen halbverfaulten Fischen; dabei fehlt es ihnen auch sonst am Notwendigsten: wohl nie hat ein armer Jakute ein Stück Wäsche oder ein Kleidungsstück gekannt, ein Fetzen ersetzt ihm heide.

Solche schlechte Lebensbedingungen, im Zu-

sammenhang mit dem traurigen Klima des Landes, mufsten schwere Krankheiten erzeugen. Und wirklich wird dies Land, besonders der Kreis Wiljuj, von Zeit zu Zeit von furchterlichen Epidemieen heimgesucht. Blattern und Pest haben gar oft die Dörfer und Städte von Jakutsk zerstört. Namentlich der Aussatz hat hier seit Urzeiten Opfer gesucht und gefunden. Wer je einen Aussätzigen gesehen, wird den schrecklichen Anblick nicht vergessen: Antlitz und Körper des Kranken sind bedeckt mit Wunden, Beulen und Löchern, der ganze menschliche Organismus ist zerstört, die Finger fallen von den Händen und die Zehen von den Füfsen, Nase und Ohren und Kinn krümmen sich, sinken zusammen, verfaulen . . .

*

Zu allen Zeiten und selbst in civilisierten Ländern fürchtete man den Aussätzigen und vermied ängstlich seine Berührung. Um wieviel mehr mufs dies der Fall sein in jenen kulturfernen Gegenden, die niemals einen Arzt gesehen haben.

Wehe dem Unglücklichen, der hier der Krankheit anheimfällt. Alle Gemeinschaft mit ihm wird abgebrochen, man verbannt ihn in eine der Jurten, die fern vom Dorfe, im einsamen Walde, für die Aussätzigen erbaut sind.

Es sind gar elende Wohnstätten.

Zwischen den dünnen Balken gehen Wind und Regen, Frost und Glut. Winters beziehen sich die Wände mit Eis, Sommers mit feuchtem Schimmel.

Das Bifschen Einrichtung drin ist stets halb oder ganz zerfallen, von der Aufsenwelt wagt sich niemand herein, um die Schäden auszubessern, die Kranken sind hierzu nicht imstande.

Die Jurten gleichen, falls sie blofs einen Kranken beherbergen, mehr einem Hundestall als einer menschlichen Wohnstätte. In den gröfseren Jurten — von 15 Ellen Länge und 6 Ellen Breite — wohnen 10, 12, auch 15 Kranke, zuweilen sogar in Gesellschaft einer Kuh; die Männer sind von den Frauen nicht getrennt. Längs den Wänden laufen harte Bänke; auf ihnen liegen einer hinter dem andern die Kranken, so eng, dafs der Fufs des einen den Kopf des folgenden berührt. Reichen die Bänke nicht für alle Inwohner aus, so müssen die später Eingetroffenen am Boden Platz nehmen, bis der Tod die Reihe der früheren gelockert hat.

Die Kleidung der Aussätzigen besteht aus schmutzigen Lumpen, die kaum die Blöfsen verhüllen; manche, die aus wohlhabenderen Familien stammen, besitzen zwar einen Pelz aus Kuh- oder Kalbfell, derselbe wird aber bald zerfetzt und zerlöchert und vermag kaum Schutz gegen die Witterung zu bieten.

Ein fürchterlicher Geruch erfüllt die enge Stube; die Ausdünstungen und Auswürfe der Kranken und der vom Herd aufsteigende Rauch und Dunst bilden diese pesthaltige Atmosphäre.

Ein- oder zweimal wöchentlich wird den Aussätzigen von ihren Familienmitgliedern Nahrung zugestellt.

Google

Der Dorfbewohner, welcher das Essen bringt, geht natürlich nicht in die Jurte; in einer gewissen Entfernung von derselben stößt er einen Schrei aus, stellt das Essen fort und rennt davon.

Darauf begiebt sich der Gesündeste unter den Aussätzigen — derjenige, dessen Hände und Füße noch nicht ganz abgezehrt sind — kriechend und keuchend zu dem Proviantplatz, zieht mühsam eine Schnur um das Päckchen und kriecht wieder zurück, wobei er das Essen durch Schnee und Kot hinter sich herschleppt.

Es ist ein jammervolles Bild . . .

Jeden Augenblick muß der Ärmste innehalten, um Atem zu schöpfen, um seinen wunden formlosen Leib zu erholen.

Endlich, endlich ist er wieder zurück und lädt die Last ab.

Nun muß er wieder in den Wald, um Brennmaterial zu schaffen.

Endlich, endlich ist ihm auch dies gelungen.

Während er schwerfällig den Herd zu feuern beginnt, reißen die anderen mit ihren stumpfen Händen oder mit den Zähnen die Hülle von dem Nahrungspäckchen und heben das Essen heraus: dasselbe besteht nur aus kleinen Fischen. Ein Teil derselben, Munda genannt, wird ungereinigt, bloß an der Sonne getrocknet, in schmutziges Wasser gelegt und alsdann zu einer Fischsuppe, der Chochtu, verwendet; den anderen Teil legt man in eine Grube von etwa einer halben Elle Tiefe und läßt ihn dort so lange, bis er

völlig zerfallen ist; dann bereitet man daraus eine Speise Syma, welche ohne Salz oder Brot verzehrt wird.

Das ist alles . . .

Unter solchen Verhältnissen verleben die Aussätzigen den Rest ihres Lebens, oft viele Jahre . . .

Stirbt einer, so läfst das die anderen gleichgültig; dumpf, mitleidslos schauen sie auf ihn, kaum zu einem Gefühle des Neids vermögen sie sich aufzuraffen. Der Tote bleibt oft eine Woche lang unter den überlebenden Genossen. Die vermögen nichts mit ihm anzufangen. Erst wenn sie wieder den Schrei des Boten hören, der ihr Essen bringt, können sie durch anhaltendes Lärmen kundthun, dafs einer aus ihrer Mitte erlöst worden.

An einem der nächsten Tage wird ein Holzkasten vor die Thür der Jurte gestellt. Die Aussätzigen selbst erweisen dem Verstorbenen, so gut sie können, den letzten Dienst: Alle, die sich zu rühren vermögen, erheben sich von ihren Plätzen und wälzen und stofsen die Leiche in den Holzkasten, schleppen diesen einige Schritte weit zu einem der vielen offenstehenden Gräber und lassen ihn hinabfallen . . . In der Folge wird wohl das Grab auch zugedeckt und mit einem rohgezimmerten Kreuz geschmückt . . .

*

Trotz des traurigen Loses, das den Bewohnern einer Aussatz-Jurte zugefallen, ist in denselben weltliches Gelüst nicht ertötet; sie bestehlen einander, um lächerlichen Luxusbedürfnissen zu frönen, und es fehlt auch nicht an Liebesepisoden.

Eine aussätzige Frau und ein aussätziger Mann, die sich in der Jurte kennen gelernt, liebten einander. Eines Tages glaubte die Frau zu bemerken, dafs ihr Gelichter sein Herz auch einer anderen Aussätzigen zugewendet. Da erwachte in ihr wilde Eifersucht, und im Dunkel der Nacht kroch sie mit dem letzten Aufgebot ihrer Kraft zu der Rivalin und erwürgte dieselbe mit ihren abgefaulten Händen . . .

Das Leben der einzeln eingesperrten Aussätzigen ist nicht minder traurig.

Jahrelang liegt so ein Unglücklicher einsam in seinem Stall. Ringsum Unbeweglichkeit, Totenstille. Gierig lauscht der Kranke dem bekannten Schrei, mit welchem ein- oder zweimal in der Woche Vater oder Sohn, Mutter oder Frau ihm künden, dafs sie seine kärgliche Nahrung gebracht.

Kriechend erreicht er die Thür seiner Behausung, jammernd vor Weh wälzt er sich durch dieselbe und rollt ins Freie, mit den Resten der Hand packt er die Nahrung, keuchend kehrt er zurück, macht mühsam Feuer und bereitet sein Mahl.

Wenn es ihm schlechter zu gehen beginnt und er nimmer imstande ist, den kurzen Weg zur Thür, zum Proviantplatz zurückzulegen, so steckt der Verwandte einen langen Stab durch die Ritzen der Jurte und fuchtelt mit dem Stabe umher, bis er den Kranken an irgend einer Wunde trifft und der Ärmste laut aufstöhnt; so erfährt der draufsen Stehende, dafs der Kranke noch am Leben, er bindet also die Speise an den Stab und schiebt sie durch irgend ein Loch in

die Jurte. Hört der Proviantbringer keinen Laut, so weifs er, dafs sein Verwandter gestorben . . .

Die strengen Gesetze gegen die Aussätzigen zerreifsen alle Familienbande. Die Gattin darf sich nicht mehr dem Gatten nähern, die Mutter nicht den Sohn pflegen. Und doch findet man unter diesen halbwilden Menschen nicht alles menschliche Gefühl erstorben, und die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde oder eines Kindes zur Mutter setzte sich schon manchmal über die fürchterlichen Absperrungsgebräuche hinweg, aller Gefahr von seiten der Krankheit, von seiten der strafenden Gemeinde zum Trotz.

Im Kreise Wiljuy erkrankte ein Knabe am Aussatz, die Gemeinde verjagte ihn aus dem Dorf und sperrte ihn in eine einsame Jurte im Walde, fern vom Dorfe.

Das arme Kind aber sehnte sich nach der Mutter, und als die Nacht schützend niederfiofs, entwich es heimlich aus der Hütte und kroch ins Dorf zurück. Seine Mutter grub darauf neben ihrer Hütte eine tiefe Gruhe und verbarg das Kind hier über Nacht.

Früh morgens aber, ehe der erste Lichtstrahl über das Dorf zuckte, stieg der Knabe aus der Gruhe und kletterte krampfhaft in seine Verbannungshütte.

Allnächtlich kam er hinfort zur Mutter und suchte an ihrem Herzen Trost in seinem grauenvollen Leiden . . .

Eine Frau, die mit ihrer Tochter zusammenlebte, erkrankte. Die Tochter brachte es trotz des strengen Gebots, jede Erkrankung sofort beim Gemeindeältesten

anzuzeigen, nicht übers Herz, die arme Mutter der Verbannung preiszugeben. Sie pflegte sie so gut sie konnte, sie liefs keinen Fremden ins Haus, sie besorgte alle Einkäufe.

Aber endlich kam die Verheimlichung ans Licht. Die Mutter wurde sofort verstofsen, und zur Strafe für ihre Kindesliebe auch die Tochter, die völlig gesund war und gesund blieb, unter die Aussätzigen verbannt . . .

Eine aussätzige Frau konnte die Trennung von ihrem Mann und ihren Kindern nicht ertragen. Sie schlich immer und immer ins Dorf zurück.

Da befahl der Dorfälteste, ihr die letzten Kleiderfetzen zu nehmen, damit sie nicht mehr aus der Jurte könnte.

Die Frau vermochte trotzdem ihre Sehnsucht nicht zu stillen, im bittersten Winter kroch sie nackt aus der Jurte und wollte ins Dorf zu den Ihren. Aber nachdem sie zwei Werst zurückgelegt — wie leidvoll, wer kann das beschreiben? — verliefsen sie die Kräfte, sie blieb erstarrt liegen . . .

Eine andere Mutter vermag nicht weit zu kriechen und möchte doch ihre Kinder sehen, die noch bei Lebzeiten der Mutter Waisen sind.

Da bringt denn der Vater jedesmal, wenn er die Nahrung herbeiträgt, auch die Kinder mit, stellt sie in einiger Entfernung von der Jurte auf, öffnet mit einem Stab die Thür und unterhält sich dann laut schreiend mit seiner unglücklichen Frau, die Kinder jauchzen der Mutter zu, erzählen von ihrem lustigen

Treiben und begreifen nicht, weshalb die Mutter von ihnen abgesperrt ist . . .

Es fehlt traurigerweise auch nicht an schlechten Leuten, welche die Furcht der Gemeinden vor den Aussätzigen ausbeuten.

Es starben ein Mann und eine Frau fast gleich zeitig und hinterliefsen ihrem einzigen Kinde vier Kühe. Die Gemeinde betraute einen Oheim der Waise mit deren Erziehung.

Aber dem Vormund stach der Reichtum des Mündels gar sehr in die Augen, und er sann und sann, wie er sich in den Besitz der kostbaren vier Kühe setzen könnte

Endlich that er so:

Er eilte betrübten Herzens und jammernd und klagend zum Gemeindeältesten.

„Ein grofses Unglück," rief er dem zu, „ein schweres Unglück ist über mich gekommen, Bruder. Rette, rate! Das Kind, mein Schwesterkind, welches mir die Gemeinde zur Ohhut übergeben, ist aussätzig."

Darauf wurde das arme Kind, ob es auch völlig gesund war, ohne weiteres — durfte man doch dem angesehenen Vormund glauben — in eine Jurte verbannt, der Oheim aber erbat sich die Erlauhnis, dem Kinde stets selbst die Nahrung bringen zu dürfen.

Und der gute Oheim rannte zwei-, auch dreimal wöchentlich in den fernen Wald, zur einsamen Jurte seines Mündels.

Aber ach, sein Bündel enthielt nicht Nahrung, nur — Steine.

oogle

Fühllos hörte er das Jammern und Stöhnen des hungernden Kindes — er dachte nur an die Erbschaft . . .

Und eines Tages war der Knabe tot . . .

Um seine ruchlose That auf ewig zu verhergen, begrub der Vormund selbst sein Mundel in stiller Nacht und meldete das Ende des Kindes dem Dorfältesten. Der sprach dem guten pflichtgetreuen Oheim, der sein Schwesterkind so liebevoll gepflegt, ohne Bedenken die vier Kühe zu.

Aber der Herr liefs die böse That nicht ungesühnt; ich weifs nicht, auf welche Weise sie entdeckt wurde; aber ich weifs, dafs dem schlechten Manne die vier Kühe Freiheit und Leben kosteten . . .

*

Die Entfernung des Landes vom Centrum des Reiches, seine Abgeschlossenheit von aller Kultur und Civilisation machen es begreiflich, dafs man von den geschilderten Zuständen der Aussätzigen von Jakutsk kaum in Sibirien, geschweige denn in Rufsland oder in Europa etwas wufste. Erst vor kurzem ist durch die Reise, welche die englische Philanthropin Mifs Marsden in jene Gegenden unternommen, über diese Zustände Licht verbreitet worden. Mifs Marsden, eine Dame von 33 Jahren, legte mit wahrem Heldenmut die riesige Strecke zurück, um den unglücklichen Aussätzigen Trost und Hülfe zu bringen, und da keine Geringere als die Zarin selbst die Engländerin unterstützte, waren deren Bemühungen nicht erfolglos.

Schon im Jahre 1827 hatte der Kreisarzt von Wiljuy, Doktor Kruse, das Gouvernement auf das Herrschen des Aussatzes unter den Jakuten aufmerksam gemacht. Die Antwort auf diese Eingabe des Doktors Kruse erfolgte aber erst — 1860. Damals wurde befohlen, in Mittel-Wiljuy auf drei Jahre eine Probeansiedelung für Aussätzige, auf Kosten der Gemeinden, zu erbauen. Aber die Krankenjurten, für je 40 Personen berechnet, wurden aus schlechtem, feuchtem Holz und zu hastig errichtet, die Beheizung der Jurten war elend, die Kranken bekamen weder Wäsche noch Kleider, nicht einmal ordentliche Nahrung. Auf diese Weise konnten die drei Probejahre kein gutes Resultat liefern. Die Gemeinden verweigerten schliefslich die Bezahlung weiterer Kosten, die Angelegenheit blieb liegen, die Kolonie verödete, die Kranken gingen nach wie vor elend und hülflos zu Grunde.

Im Jahre 1890 endlich griff der thatkräftige Gouverneur von Jakutsk, General W. S. Kolenko, zu neuen energischen Mafsregeln, er setzte sich mit dem Generalgouverneur von Ost-Sibirien und dem Minister des Innern in Verbindung, er ernannte eine Sanitätskommission, stellte genaue Untersuchungen über die Verbreitung der Krankheit an, befahl zwei Kolonieen für die Kranken — eine für Männer, die andere für Frauen — zu errichten und zwar in möglichst reiner Gegend, die Jurten mit genügendem Heizmaterial zu versehen, aufserdem jeder Kolonie ein ständiges ärztliches Personal beizugeben, viele sumpfige Stellen trockenzulegen oder die Einwohner aus solchen Morast-

gegenden in gesündere zu überführen, endlich den allgemeinen Wohlstand durch Steuernachlässe zu verbessern.

Den Maßregeln des Gouverneurs kam Miß Marsdens Reise zu gute. Die Zarin hörte von derselben und befahl die mutige Frau, welche Tausende und Tausende Werst unter schwerer Mühsal zurückgelegt, um unglücklichen Menschen mit Wort und That, mit Medizin und Geld, mit Kleidung und Wäsche zu helfen, zur Audienz. Das Interesse der Kaiserin blieb nicht ohne Einfluß auf den Gang der Angelegenheit, die Gesellschaft von Petersburg und Moskau bildete Wohlthätigkeitskomitees und spendete reiche Mittel für die Aussätzigen von Jakutsk, und wenn nicht wieder ein administratives Verzögerungskunststück dazwischen kommt, dürften des Gouverneurs Kolenko edle Pläne bald zur Ausführung gelangen und endlich ein Stück Elend aus der Welt schaffen, wie es gräßlicher nicht gedacht werden kann.

Eine Ohrfeigen-Carriere.

Zu derselben Zeit, als des Amerikaners George Kennan Mitteilungen über die sibirischen Verbannten die ganze Welt erschütterten, wurde in Petersburg ein internationaler Gefängnis-Kongrefs abgehalten und von der russischen Regierung ein Preis für die beste Abhandlung über John Howards Verdienste um die Humanität ausgesetzt. Auf diesem Gefängniskongrefs, welchen der Zar Alexander im Beisein seiner Gemahlin und der ganzen kaiserlichen Familie eröffnete, wurden Trinksprüche und Lobsprüche auf das russische Verbannungswesen ausgebracht, das selbst den Verbrecher, den politischen wie den gemeinen, doch noch immer als Menschen behandle! . . .

Welche Ironie!

Aber diese Ironie ist eine russische Eigentümlichkeit.

Die Regierung des heiligen Zarenreiches ist in manchen Dingen zart besaitet, in anderen von roher Gefühllosigkeit. Sie thut sich etwas darauf zu gute, dafs sie die Todesstrafe aus dem bürgerlichen Gesetz-

buche gestrichen hat, und dafür läfst sie ungezählte Civilpersonen und „Politische“, die ihr unbequem sind, durch — Kriegsgerichte zum Tode verurteilen.

Sie zittert und zeigt sich betroffen, wenn die Verbannten in Sibirien, besonders die „politischen“, die oft wegen geringfügigster Ursachen dorthin wandern müssen, des fürchterlichen Elends müde, zum letzten Rettungsmittel, zum Hungerstrike, greifen; sie thut alles Mögliche, um das qualvolle Leben dieser Gefangenen zu verlängern, und erleichtert ihre Leiden hin und wieder nur, um sie dann desto grausamer zu erhöhen.

Sie zeigt sich entrüstet über die bulgarischen Ungerechtigkeiten, über die Vergewaltigungen der Armenier seitens der Türken — und sie selbst begeht die gröfsten Ungerechtigkeiten und Vergewaltigungen an ihren besten bisherigen Stützen, an den Balten.

Immerfort läfst sie erklären, dafs Taufen von Protestanten und Juden und Katholiken nur dann gültig sind, wenn sie aus ehrlicher Überzeugung erfolgen, und sie selbst drängt Protestanten und Juden und Katholiken, nur durch materielle Gründe sich zum orthodoxen Glauben zu bekennen.

Sie sagt, sie brauche die Juden nicht zum Militär; da die Juden in Rufsland keine Rechte haben, sollen ihnen auch keine Pflichten auferlegt werden, und — trotzdem verlangt sie jährlich 75000 jüdische Rekruten und läfst sogar, wenn irgendwo die Zahl nicht voll ist, heimlich Unmündige ihren Eltern entreifsen und zur Soldateska pressen.

Das sind russische Rätsel, die nur durch jene Revolution gelöst werden können, welche nach bekanntem Ausspruch Rufsland der Welt noch schuldig ist.

In einem so rätselhaften Staatswesen kann es nicht wunder nehmen, auf einer der höchsten Stellen des Reiches einen Mann zu finden, dessen ganze Carriere nur durch Ohrfeigen, nicht erteilte, sondern erhaltene, gemacht worden ist.

Ohrfeigen haben vielfach geschichtliche Berühmtheit, und selbst ein Marschall Talleyrand kann sich rühmen, eine schallende Backenkosung öffentlich erhalten zu haben. In jüngster Zeit ist die Ohrfeige berühmt geworden, welche der Minister Constans dem schamlosen Abgeordneten Laur in der Kammer zu Paris erteilt hat; diese Ohrfeige fand überall sympathische Zustimmung, denn gewissen Leuten gegenüber giebt es kein besseres Verteidigungsmittel als das Handrecht.

Dafs aber einer, der nicht andere ohrfeigt, sondern von ehrenwerten Männern geohrfeigt wird, dafs ein so entehrter Mann gerade infolge einer jeden neuen Ohrfeige, die er erhält, immer höher und höher steigt in Macht und Ansehen — das ist nur im heiligen Zarenreich möglich . . . .

Wegen Differenzen mit dem Generalgouverneur von Moskau, dem Grofsfürsten Sergey, mufste der bisherige Polizeimeister der Kremlstadt, Oberst Alexejew, von seinem Posten zurücktreten, und an seine

Stelle wurde der bisherige Polizeimeister von Riga, Alexander Alexandrowitsch Wlassowsky, herufen. Dieser Oberst Wlassowsky ist zu dem hohen Amt von Stufe zu Stufe emporgestiegen, immer infolge einer Ohrfeige.

Er war vor Jahren ein kleiner Polizeibeamter in Warschau.

Langsam rang er sich vorwärts, bis er endlich Gelegenheit fand, sich der Regierung bemerkbar zu machen. Es begann die Russifizierung Polens; als energischer Anhänger derselben zeigte sich sofort Alexander Alexandrowitsch Wlassowsky und beleidigte und beschimpfte die Polen, wo es nur ging, und als er infolgedessen einmal eine Ohrfeige erhielt, belohnte ihn die Regierung, in deren Interesse er die Ohrfeige erhalten, mit einem Orden und einem höheren Posten.

Nun kannte Wlassowskys Hochmut keine Grenzen, er lechzte nach einer neuen Ohrfeige.

Gelegenheit fand er bald. Eines Tages fuhr er in seinem Wägelchen inspizierend durch die Strafsen von Warschau und kam in eine enge Gasse, wo bereits vor dem alten Palais des Grafen Zamoyski des letzteren Wagen stand, so dafs ein zweiter nicht vorbei konnte.

„Platz da, Poljak!“ rief Wlassowsky dem Kutscher des Grafen zu.

„Ich erwarte meinen Herrn,“ erwiderte der Kutscher.

Wütend sprang Wlassowsky aus dem Wagen, hieb auf den Kutscher des Grafen los und stürmte ohne

sich melden zu lassen in das Palais, in das Zimmer des Grafen Zamoyski, der gerade wegfahren wollte.

Ohne zu grüfsen schrie Wlassowsky:

„Ihr Kutscher, der polnische Hund, trotzt mir — mir! Wie der Herr, so der Knecht — aber man wird euch schon züchtigen.“

Der Graf Zamoyski erwiderte nichts, erhob blofs die kräftige Hand und liefs sie wieder sinken — und Wlassowsky hatte die ersehnte Ohrfeige . . .

Solchen Schimpf konnte die Regierung nicht auf ihrem Beamten sitzen lassen, ein geohrfeigter Polizeibeamter ist unmöglich in einer polnischen Stadt. Das beste Mittel ist, dafs man ihm einen Orden giebt und ihn auf eine höhere Stelle in einer anderen Stadt befördert.

Russische Logik!

Der ruhmbedeckte Mann wurde also von seinem kleinen Polizeiposten in Warschau als — Oberpolizeimeister nach Riga versetzt. Man hatte gerade fieberhaft die Ostseeprovinzen zu slawisieren begonnen, Wlassowsky war der vortrefflichste Mann, das grofse Werk durchführen zu helfen. Sein Erscheinen in der ehemaligen Residenz der deutschen Schwerthrüder brachte dort auch eine gewaltige Umwandlung hervor. Unter den bisherigen Regierungsbeamten, die fast durchgängig Deutsche gewesen, hatte man schier ganz vergessen, dafs man zum halbasiatischen Rufsland gehöre: man war von den Beamten so menschlich, so

ehrlich behandelt worden. Seit Oberst Wlassowsky Beherrscher Rigas geworden, fühlte man schnell, dafs man zu Rufsland gehöre . . . Wlassowsky führte russische Art und Weise ein, an Stelle des „Unterpolizeimeisters", der „Quartaloffiziere" und „Wachmänner" kamen russische Namen mit russischem Inhalt, kamen hissige rohe „Pristaws", „Okolodotschny" und „Gorodowoys". Und er selbst, der Chef, der kleine, ausgedörrt hagere Mann mit dem wie gebrochen vorgeneigten Haupte, in welchem die grauen spitzen Augen fortwährend schielen, ruhte nicht Tag und nicht Nacht in Erfüllung seines Berufes: im Aufstöhern sophistischer Verleumdungen, Denunziationen und Spionenriechereien. In einer engen, einsitzigen Droschke dahinsausend, tauchte er bald da, bald dort auf, inspizierte er die Wachen, überfiel er ahnungslose Bürger und vollführte eine — sagen wir Heldenthat nach der anderen.

Mit seinem Hasse verfolgte Wlassowsky seit seinem Regierungsantritt besonders die „Rigasche Zeitung", welche durch 120 Jahre unangefochten in deutscher Sprache erschienen war und in würdiger Weise das deutsche Baltentum vertreten und damit die Loyalität gegen Regierung und Zarenhaus schön zu vereinigen gewufst hatte. Aber Wlassowskys Parole war — nix deutsch! Also auch: nieder mit der deutschen Rigaschen Zeitung! Wie stellt dies Herr Wlassowsky an? Im Einverständnis mit dem Gouverneur Ssinowjew läfst er durch einen seiner Hetzer bei einem Konzert einen Skandal hervorrufen, in welchen künstlich ein Redacteur der

Rigaschen Zeitung hineingezogen wird, und ehe man sich's versieht, ist dieser, der an allem ganz Unbeteiligte, der Mittelpunkt des Skandals. Plötzlich zieht jener Hetzer einen Revolver und bedroht den Redacteur; dieser versetzt notgedrungen dem Angreifer einige tüchtige Hiebe und — nun erscheint Wlassowsky mit einem förmlichen Polizeiheer, erklärt den Redacteur für verhaftet, und anderen Tages ist der Unglückliche für Freunde und Verwandte aus der Liste der Lebenden gestrichen — er wandert nach Sibirien als „administrativ Verbannter“ . . .

Solche Stückchen folgten Tag auf Tag. Der Chef der Rigaschen Zeitung, seines Lebens nicht mehr sicher, seit es seinem Redacteur so ergangen, entzog sich dem Hasse Wlassowskys durch die Flucht ins Ausland. Die Ernennung eines neuen Redacteurs hing von Wlassowskys Einwilligung ab; diese erfolgte bei keinem der Vorgeschlagenen, und die Rigasche Zeitung, die 120 Jahre ehrenvoll bestanden, mufste zu Grunde gehen.

*

Vor einiger Zeit erschien zum Gastspiel im Deutschen Theater zu Riga der berühmte Schauspieler Adolf Sonnenthal. Er trat auf und nahm alle Herzen im Sturm gefangen. Das Haus fafste die jubelnden Menschen kaum, die ihn hören, ihn sehen, ihn bewundern wollten. Das wurmte den Polizeimeister Wlassowsky fürchterlich. Oft hatten russische Schauspieler in Riga ihr Glück versucht, ohne etwas Erfolg

zu haben. Das russische Theater in Riga findet nur ein schweres Auskommen — das deutsche Theater aber ist überfüllt, noch dazu, da ein österreichischer Jude zu Gaste ist! Das fordert doch förmlich zur Maßregelung heraus!

Sonnenthal ist Jude und Österreicher — da packt man's! Wlassowsky jauchzt. Der edle Mann erinnert sich sofort einer Verordnung, daß ausländische jüdische Kaufleute, aber auch österreichische Juden, wenn sie nicht Kaufleute sind, ohne besondere höhere Erlaubnis nicht länger als drei Tage auf russischem Gebiet weilen dürfen. Sofort schickt er einen niedern Polizeibeamten zu Sonnenthal und befiehlt ihm, Riga binnen zwölf Stunden zu verlassen.

Wie sich in der Stadt das Gerücht hievon verbreitet, erfaßt alle Leute Wut und Verdruß. Man fühlt gut, daß Wlassowsky den Schlag gegen das deutsche Theater, gegen das Deutschtum führt, daß ihm die Konfession des Künstlers nur ein willkommener Vorwand ist. Und man wendet sich an den österreichisch-ungarischen Konsul, der dem Botschafter in Petersburg, dem Grafen Wolkenstein, die Sache telegraphisch mitteilt, und umgehend kommt vom Minister des Innern der Befehl an Wlassowsky, dem Schauspieler Sonnenthal den Aufenthalt in Riga zu gestatten. Am Abend dieses merkwürdigen Tages erschien Sonnenthal auf der deutschen Bühne zu Riga als Uriel Acosta, und unter stürmischem Jubel des Publikums sagte der große Schauspieler im zweiten Akte die Worte seiner

Rolle: „Ihr dürft mir fluchen, denn ich bin ein Jude“, mit besonderer Betonung.

In einer Ecke des Parketts aber stand der kleine Polizeimeister Alexander Alexandrowitsch Wlassowsky, und seine spitzen grauen Augen leuchteten unheimlich, und seine verdorrten Lippen flüsterten: „Rache, Rache!“ . . .

Und er rächte sich an den Glaubensgenossen des Schauspielers.

Neben Riga liegt reizend am Ufer des Meerbusens der Badeort Duhbeln, ein Paradies, das leider unter schauderhafter Wirtschaft zu keiner rechten Blüte zu gedeihen vermag, obgleich es manche Jahre recht gut besucht ist. So erinnere ich mich, dafs dort anfangs der achtziger Jahre fast 60 000 Badegäste waren, unter denen sich einige Mitglieder des Kaiserhauses und der berühmte, seit kurzem verstorbene Dichter des Oblomow, Gontscharow, befanden. Einen Hauptteil des Badepublikums bilden Juden, welche dem Orte auch die Haupteinkunfte bieten. In diesem Orte nun erschien eines Tages Polizeimeister Wlassowsky mit vierzig Polizeibeamten und teilte eine Verordnung mit, laut welcher jeder Badegast, ob arm, ob reich, ob alt, ob jung, eine Steuer von 50 Kopeken zu entrichten hätte. Mit roher Gewalt fiel er in alle Häuser ein und zwang selbst die ärmsten Leute zur Bezahlung dieser improvisierten Steuer, und nachdem er das Geld einkassiert hatte, brachte er ein Gesetz zum Vorschein, wonach Juden, die nicht nach Livland oder Kurland zuständig sind, in Dubbeln nicht weilen

dürfen; binnen 24 Stunden mufsten zahllose Kranke und Arme, welche eben erst die Steuer entrichtet hatten, den Badeort verlassen. . . .

*

In seiner ärmlichen Werkstatt in der Moskauer Vorstadt von Riga sitzt der Schachtelmacher Leb David Pafs. Fleifsig mufs er sein, um Brot für sich und die zahlreiche Familie zu erwerben, zu erkämpfen. Es sind gar so schlechte Zeiten! Und diese Konkurrenz! Und der Neid und Hafs auf Schritt und Tritt!

Düster starrt er vor sich hin, und Thränen fallen auf das kleine schwarzlockige Kind, das zu seinen Füfsen kniend anfangs heftig schluchzt und dann nur noch wimmert: „Ich hab' Hunger, Vater, ich hab' Hunger" — ach, seit vielen, vielen Wochen hat das arme Kind knapp trockenes Brot zu essen bekommen . . .

Da plötzlich wird die Thür aufgerissen und herein tritt — Oberst Wlassowsky, begleitet von einigen Kosaken.

Das Kind springt schreiend auf und stürzt in die Nebenkammer zur Mutter, die bleich und erschrocken in die Werkstatt kommt. Leb David aber behält seine Ruhe, er hat ein gutes Gewissen . . .

Wlassowsky schielt den Juden an:

„Woher bist du?"

„Aus Schaulen im Gouvernement Kowno, Herr Obrist."

„Weifst du nicht, dafs die Juden nur in den

Städten wohnen dürfen, wo sie geboren sind? Was treibst du in Riga?"

„Ich bin Meister, Schachtelmacher, und als solcher darf ich in ganz Rufsland wohnen."

„Dafs du dein Handwerk verstehst, mufst du erst beweisen."

Der Polizeimeister befiehlt einem Soldaten, zwei Sachverständige zu holen. Als diese, natürlich Stockrussen, erschienen sind, sagt Wlassowsky zu Leb David:

„Mache sechs Schachteln, ganz kleine, für Apothekerzwecke, in ovaler Form Alle müssen genau ineinander passen."

Leb David sieht den Polizeimeister ruhig an:

„Gut, Herr Obrist."

Er ergreift Schere, Zirkel, Messer und Bleistift und will sich an die Arbeit machen.

Aber Wlassowsky nimmt ihm Schere und Zirkel weg und läfst ihm nur Messer und Bleistift und sagt mit sanfter Stimme:

„So wäre es ja kein Kunststück!" . . .

Leb David sieht den Polizeimeister ruhig an und sagt:

„Gut, Herr Obrist!"

Er nimmt einen Karton Holzpapier, zeichnet mit dem Bleistift die nötigen Schachteln vor und schneidet sie mit dem Messer heraus. Zum Bekleben der Schachteln befiehlt ihm Wlassowsky weifses Moirépapier zu nehmen. Als Leb David den Kleister mit dem Pinsel aufschmieren will, nimmt ihm Wlassowsky den Pinsel:

„Mach's mit den Fingern, Jud! Aber wehe dir, wenn du nur ein Fleckchen machst, dann ist deine Arbeit umsonst, dann verläfst du sofort Riga.“

Leb David sieht den Polizeimeister ruhig an und sagt:

„Gut, Herr Obrist!“

Und er bringt die Arbeit fertig, eine Schachtel fügt sich in die andere. Das Bekleben macht die gröfste Schwierigkeit, das feine Moirépapier ist mit den schmierigen Händen so schwer zu fassen — aber mit den Lippen, mit den Nägelspitzen bringt Leb David das Kunststück zu stande. . . . Die Sachverständigen sind befriedigt, nicht auch Wlassowsky. Und da er durchaus etwas ausgesetzt haben will, sagen die Sachverständigen, welche den Zorn des Tyrannen fürchten:

„Der Jude hätte statt Holzpapier auch Lumpenpapier nehmen können, das ist noch schwerer zu bearbeiten.“

Leb David wendet ein:

„Ich hätte es auch mit Lumpenpapier machen können. Aber ich habe keins. Lassen Sie es gut sein, Herr Obrist, quälen Sie nicht noch mehr einen armen Mann, der sein Stückchen Brot mühsam genug verdient.“

Aber Wlassowsky hat schon die reizend gearbeiteten Schachteln ergriffen, zu Boden geworfen und mit den Füfsen zerstampft. Er befiehlt, Lumpenpapier zu holen, wirft dies dem Meister hin und sagt mit sanfter Stimme:

„Mach's noch einmal, Jude!“

Und der arme hungrige Leh David Pafs sieht den Polizeimeister ruhig an und sagt:

„Gut, Herr Ohrist!“

Und von neuem beginnt er die Arbeit.

Und der vielbeschäftigte Polizeimeister findet Zeit genug, sich stundenlang an der Qual des armen Mannes zu weiden — ach, er ist eifrig in seinem Beruf! . . .

Endlich, endlich ist Leb David fertig

Nun giebt sich Wlassowsky zufrieden und zieht mit den Leuten ab.

Am andern Tage erscheint beim Schachtelmacher Leh David Pafs ein Bote des Polizeimeisters und bringt dem Juden die gnädige Erlaubnis, in Riga zu bleiben. Aber unter der einen Bedingung, dafs er auf seinen Rang als Meister verzichte und sich selbst zum „Podmeyster“, nämlich zum Untermeister oder Gesellen degradiere, worin Pafs notgedrungen willigen mufs.

Was Wlassowsky davon hat?

Nun, als Geselle kann Leh David Pafs nicht soviel verdienen, wie als Meister. Als Geselle darf er nur allein arbeiten, ohne Mithelfer. Und das ist für Leh David ein gar grofses Unglück. Die erzählte Geschichte hat sich schnell in Riga verbreitet, und die Leute möchten den armen Mann mit Aufträgen überhäufen. Aber Leh David kann nichts übernehmen, allein vermag er nur wenig auszurichten. Er konnte jetzt mit seiner Familie ein gutes Auskommen haben,

Google

aber sie müssen darben, darben, weil der Polizeimeister es will. . . . .

*

Trotz seines Abscheus gegen die Juden wandte Wlassowsky alle Liebe seines Herzens einer jüdischen Maitresse zu. Trotz seines Abscheus gegen Deutsche besuchte er, mehr als seine „Amtspflicht“ es erforderte, deutsche Dirnenhäuser. In einem der letzteren war es, wo er seine erste Rigasche Ohrfeige erhielt, und zwar von dem stockrussischen Kaufmannssohn Kamarin, der als Schwiegersohn des Gouverneurs Ssinowjeff, des Freundes und edlen Genossen Wlassowskys, eine solche — Vertraulichkeit sich wohl erlauben durfte.

Das gute Beispiel blieb nicht ohne Nachahmung. Als Wlassowsky — trotz seines Abscheus gegen Deutsche — sich einer kurländischen Baronin gar zu heifs mit Liebesanträgen nahte, erhielt er von dem Gemahl der bedrängten Frau die zweite öffentliche Ohrfeige seiner Rigaschen Regierungszeit.

Wie viele klatschende Zeichen der Anerkennung für seine Thätigkeit in der alten Hansastadt Wlassowsky noch weiter bekommen hat, getraue ich mich nicht, genau zu konstatieren. Sie haben jedenfalls das höchste Mafs von Verdiensten nach russischer Berechnung überschritten, da die Regierung sich veranlafst sah, den „pflichttreuen“ Beamten auf eine der höchsten Stellen des Reiches, auf die Stelle eines Polizeimeisters von Moskau, zu berufen.

Und so wünsche ich dir denn, Alexander Alexandrowitsch, du Geifseltype meiner unglücklichen Heimat, dafs deine Ohrfeigen-Carriere noch lange nicht abgeschlossen sei. Hoffentlich finden sich in Moskau Leute, welche dir durch schallende Beweise ihrer Hochachtung zu einem Minister-Portefeuille verhelfen.

Wenn der Rubel rollt . . .

Im vornehmsten Comptoir der Residenz. Ein grofses Zimmer mit Schreibtischen und niemals rastenden Sklaven. Und trotz all der rastlosen Thätigkeit ängstliche Stille.

Durch diese Stille klingt plötzlich der Ruf:

„Timofeh Jefimowitsch!“

Die eifrigste Feder hält still. Ein blasses müdgeneigtes Gesicht hebt sich von einem Schreibpult empor und wendet sich nach der Richtung, woher der Ruf gekommen.

„Timofeh Jefimowitsch!“ ertönt es zum zweitenmal.

„Sofort, Euer Hochwohlgeboren!“

Timofeh Jefimowitsch erhob sich, strich mit der Hand über die Stirn und trat zu seinem Chef Mark Pawlowitsch Warschawsky. Gebückt blieb er vor ihm stehen und fragte mit demütig leiser Stimme nach den Befehlen des Gewaltigen.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Timofeh Jefimowitsch! Folgen Sie mir!“

Der Chef ging würdevoll voraus, der Buchhalter schlich hinterdrein.

Sie begaben sich in das prachtvoll ausgestattete Privatzimmer des Herrn Warschawsky.

„Setzen Sie sich, Timofeh Jefimowitsch!“ sagte der Chef und klopfte seinem Buchhalter leutselig auf die Schulter.

Timofeb machte einen Versuch, der Aufforderung Folge zu leisten und sank in einen weichen Sessel so tief ein, dafs er mit dem vor Schreck vorgestreckten Fufs ein Ziertischlein umwarf. Aber der gnädige Herr Warschawsky ward gar nicht böse, lächelte blofs leicht über die Ungeschicklichkeit und sagte womöglich noch freundlicher:

„Setzen Sie sich aufs Sofa, mein Lieber, da haben Sie es vielleicht bequemer.“

Timofeh zitterte und staunte. Was bedeutete das? Was wird geschehen? Mark Pawlowitsch, der Allgewaltige, der unerbittlich Strenge, der Grausame, war plötzlich so sanft, so liebenswürdig geworden ... Und Hoffnung und Bangen wechselten in seinem Herzen und machten es arg erheben.

Aber der gnädige Herr liefs den armen Kerl nicht lange schweben zwischen Furcht und Hoffnung. Und er begann:

„Ihr Probemonat ist um, mein lieber Timofeh Jefimowitsch. Sie sind in kurzer Zeit mein bester Arbeiter geworden. Und trotzdem kann ich Sie im Bureau nicht brauchen; ich mufs Sie entlassen.“

Google

Die Worte kamen langsam aus dem Munde des Sprechers, eins vom andern abgehackt. Und jedes einzelne war eine unbeschreibliche Marter für den Zuhörer. Erst trat brennende Röte auf sein Gesicht, um am Ende der kurzen Rede des Chefs einer unheimlichen Blässe zu weichen.

Es zuckte dem Armen um die Augen, es riſs ihm in den Schläfen, es drückte wild auf seine Brust. Kaum hatte er die Kraft, sich aufrecht zu erhalten.

Mark Pawlowitsch liefs sich in einen Sessel nieder, streckte die Füfse behaglich von sich und rieb vergnüglich die Hände.

„Timofeh Jefimowitsch," fuhr er fort, „Sie sind wohl etwas erschrocken? Sie haben jedoch keinen Grund zur Angst. Im Bureau kann ich Sie allerdings nicht brauchen. Aber wenn Sie mir einen kleinen Dienst leisten wollten, würde ich Ihnen denselben so reichlich belohnen, dafs Sie Ihr Leben lang keine Sorgen mehr hätten."

Und Mark Pawlowitsch rückte näher zu Timofeh Jefimowitsch und legte seine Hand auf dessen Schulter und schaute ihm forschend in die Augen. Dann begann er eindringlich flüsternd dem Buchhalter auseinanderzusetzen, worin der kleine Dienst zu bestehen hätte.

Und Timofeh Jefimowitsch safs starr und stumm da und erhorchte, was Mark Pawlowitsch flusterte, und kein Nerv zuckte in seinem Antlitz.

Aber als er sich erhob und das Zimmer seines Chefs verliefs, war er fürchterlich anzuschauen: die

Haare wirr, die Augen tiefliegend, erloschen, die Lippen welk und blau . . . Matt schleppte er sich an seinen Arbeitstisch, ergriff seinen Hut, und ohne seinen entsetzten Kollegen ein Wort des Abschieds zu sagen, wankte er hinaus . . .

*

Draufsen war es schwül, unsagbar schwül.

Mechanisch setzte er einen Fufs vor den anderen, ohne zu bedenken, wohin er gehen wollte.

Nur nicht nach Hause, nur jetzt nicht nach Hause — zu Weib und Kind! . . .

Erschöpft sank er auf eine am Wege stehende Bank.

Er schaute um sich. Weit und breit sah er keinen Menschen. Den Platz, wo er sich befand, kannte er gar wohl. Es war jene Bank, wo er die süfsesten Stunden seines Lebens mit seiner Maruschka verlebt . . .

Und die Erinnerung an sein liebevolles, geliebtes Weib und seine herzigen Kinder tauchte in ihm auf und weckte die Erinnerung an sein ganzes Leben.

Ach, es war nicht viel Besonderes an diesem Leben. Ein Leben, wie tausend, wie hunderttausend andere . . .

Er war ein gewöhnlicher Buchhalter. Lange Zeit befand er sich in grofser Not, nachdem er eine jahrelange Stellung plötzlich ohne sein Verschulden verloren. Endlich fand er durch Zufall eine neue. Der reiche Armeelieferant Mark Pawlowitsch Warschawsky brauchte einen zweiten Buchhalter und engagierte Timofeh mit einem Jahresgehalt von 1200 Rubel.

Doch stellte er die eine Bedingung, dafs Timofeh einen Monat — auf Probe unentgeltlich dienen sollte. Timofeh ging darauf ein. Er dachte sich: besser unentgeltlich arbeiten als unentgeltlich müssig gehen. Und die feste Hoffnung hatte er doch, sich durch Fleifs und Pflichttreue die Neigung seines allerdings als strong bekannten Chefs erringen zu können.

Mark Pawlowitsch Warschawsky hatte seine Laufbahn als Trödler und Kleinwucherer begonnen und wollte eben eine gröfsere Leihanstalt eröffnen, als der russisch-turkische Krieg ihm Gelegenheit bot, sich auf noch leichtere Weise noch gröfsere Reichtümer zu gewinnen.

Durch gute Worte und viel Geld wufste er die Armeelieferungen und Konzessionen für Eisenbahnbauten in die Hand zu bekommen, und er machte brillante Geschäfte.

Senatoren und Minister wurden seine guten Freunde, und die höchsten Spitzen der Gesellschaft knickten vor ihm zusammen. Alle bewarben sich um seine Gunst, und um seine Töchter und Söhne rissen sich die ältesten und reichsten Familien. Er aber hatte kaltes Blut bewahrt, benahm sich den Hohen gegenüber als ihresgleichen, und was besonders deren Gunstbewerbung um seine Töchter oder Söhne anbelangte, so hatte er hierfür von vornherein einen fixen Tarif angesetzt: für eine Fürstenkrone gab er 200 000, für eine Grafenkrone 100 000 Rubel. Unter einem Grafen stehende Edelleute sollten nur in Aus-

nahmsfällen Gehör finden und mit 30 000 bis höchstens 40 000 Rubel entlohnt werden.

Kurz, alles was bedeutend war in der Newa-Metropole, drängte sich heran, und Mark Pawlowitsch lebte herrlich und in Freuden, und jeglicher pries, bewunderte und beneidete ihn.

Plötzlich aber trat ein Zwischenfall ein, der all seinem Glanz ein jähes Ende zu bereiten drohte.

Nicht zufrieden mit den Millionen und Millionen, die er bereits erschwindelt, hatte der Emporkömmling sich, von seiner Habsucht verleitet, sogar zu Fälschungen von Handschriften und Dokumenten hinreifsen lassen, um seine Rechnungen verdoppeln zu können.

Dies ging so lange, bis ein neuer, streng ehrlicher Minister, von Warschawskys Treiben geheim unterrichtet, auf ihn aufmerksam ward.

Warschawsky wurde von guten Freunden gewarnt. Anfangs liefs ihn das kalt und gleichgültig. Ein Vermögen, das jährlich eine Million Rente abwirft, ist in Rufsland ein ziemlich festes Bollwerk gegen jede Anklage, geschweige denn Bestrafung. Geld und immer wieder Geld löscht dort alles aus, verhüllt den abscheulichsten Fleck, bedeckt das ärgste Loch im Ehrenkleide, glättet alle Ecken und Kanten . . .

Mark Pawlowitsch kannte die Macht des Geldes und vertraute ihr vollständig.

Erst als er merkte, dafs es diesmal ernst werden könnte, und als er von sicherer Seite unterrichtet ward, dafs eine wirkliche Untersuchung gegen ihn im Gang wäre, sann er darüber nach, wie er der un-

angenehmen Geschichte in einer seinem Reichtum, Ruf und Herzen gleich angemessenen Weise aus dem Wege gehen sollte.

Und siehe da, ihm kam ein vortrefflicher Gedanke!

Seit einem Monat gerade hatte er Timofeh in seinem Bureau. Der Fleifs und die strenge Pflichttreue des Mannes hatten seine Aufmerksamkeit erregt. Aber Timofeh war trotz seines angestrengten Fleifses arm geblieben, sterbensarm.

Er würde vielleicht alles thun, um besser gestellt, um sorgenlos, um reich zu werden.

Alles, auch Unehrliches?

Hm, vielleicht, — ja, gewifs.

Mark Pawlowitsch will ihn dazu bringen, zwingen. Timofeh mufs helfen, mufs und mufs, es koste, was es wolle . . .

„Timofeh Jefimowitsch!“

Der Chef rief den Buchhalter und setzte ihm seine Wünsche auseinander. Klar und ruhig sagte er ihm:

„Dies und dies ist geschehen; dies und dies droht. Sie müssen helfen! Wollen Sie? Wenn ja, so will ich Sie reich machen. Wenn nicht, verderbe ich Sie, entlasse ich Sie und sage, Sie hätten mich betrogen und wären deshalb aus meinem Bureau ausgestofsen worden. Wer wagt es, das Gegenteil zu behaupten? Und danken können Sie dann noch meiner Güte, dafs ich Sie nicht dem Gesetz ausliefere . . . Wenn Sie aber meinen Wunsch erfüllen, werden Sie es nicht zu bereuen haben. Alsdann übertrage ich Ihnen, da ich

Ihre glänzenden Fähigkeiten erkannt, sofort die Leitung des Komptoirs und die Hauptkasse. In acht Tagen übernehmen Sie die Prokura, und ich verreise. Sie fälschen nun die Bücher und Papiere, genau wie ich selbst es bisher gethan. Kommt die Untersuchung, was ich mindestens zwei bis drei Monate noch hinhalten kann, dann nehmen Sie alles auf sich und gestehen ein, was ich von Ihnen behaupten werde. Eingehenderes wird nicht vorgenommen, darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort. Ihre That soll angemessen belohnt werden, versteht sich, ich bin ein nobler Charakter. So, wir sind fertig. Morgen früh erbitte ich mir Ihre Antwort . . ."

Die kurze Scene stand klar vor Timofehs Augen. Er erhob sich von der Bank und wankte heim . . .

Es war spät, sehr spät, als Timofeh seine dürftige Wohnung betrat.

Die Kinder lagen eng aneinandergedrängt im Bett und schliefen selig.

Die Frau hatte ihn offenbar lange erwartet und war dann erschöpft am Tische eingeschlafen, auf welchem Gogoljs „Tote Seelen" aufgeschlagen lagen.

Beim Eintritt ihres Gatten fuhr sie erschrocken auf und stürzte ihm besorgt entgegen. Er beruhigte sie und gab auf ihre Fragen über sein langes Ausbleiben lügnerische Antwort.

Sie legten sich zu Bett.

Die verschlafene Frau sank bald wieder in festen Schlummer. Er blieb wach.

Eine qualvolle, qualvolle Nacht.

*

Als Timofeh am Morgen ins Bureau ging, war sein Entschluſs gefaſst.

Er wird es thun.

Wohl weiſs er, daſs seiner Sibirien harrt — aber Frau und Kinder werden glücklich, sorgenlos leben ...

Und vielleicht gelingt ihm über kurz oder lang die Befreiung — —

Das war freilich nur so ein Trughild, aber er spiegelte es sich auf dem ganzen Weg zum Bureau gern und eifrig vor, zum Trost . . .

Mark Pawlowitsch erwartete ihn schon.

Timofehs Blick sagte alles. Mit ausnehmender Freundlichkeit ward also der Untergehene von seinem strengen Chef empfangen. Ein prächtiges Frühstück wurde aufgetragen, und Mark Pawlowitsch befand sich bald in heiterster Stimmung. Diese wurde indessen jählings gestört, als Timofeh sich demütig gestattete, seine Bedingungen zu stellen:

„Ich will Ihren Wunsch erfüllen, Mark Pawlowitsch," sagte er, „obgleich ich weiſs, daſs ich dadurch ein Kolonist Sibiriens werde."

„Die Strafe läſst sich mildern," entgegnete Warschawsky. „Vielleicht daſs Sie schon nach kurzer Zeit die Freiheit erlangen. Und wenn dies geschehen ist, dann treten Sie in die Kreise der Gesellschaft zurück und beginnen ein neues Leben. Sie gehen in eine andere Stadt und führen ein glückliches und zufriedenes Dasein, welches meine Achtung und Erkenntlichkeit umgeben und beschützen werden."

„Nur die Erkenntlichkeit nehme ich in Anspruch," unterbrach Timofeh gelassen den pathetischen Erguſs seines Herrn, „auf Ihre Achtung, Mark Pawlowitsch, verzichte ich. Und nun zur Sache. Sie wissen, ich habe eine Familie: Gattin und zahlreiche Kinder, die ich unversorgt zurücklasse. Ich verlange für meine Frau 200 000 Rubel, für jedes meiner Kinder 50 000 ...

„Aber, Timofeh Jefimowitsch —"

„Bitte, Euer Hochwohlgeboren, dies ist der allergeringste Preis. Die Summen müssen noch heute bar erlegt und sichergestellt werden. Sodann zahlen Sie mir geheim 10 000 Rubel zu meinem bequemeren Unterhalt während meiner Verhannung oder um meine Flucht nach Amerika zu bewerkstelligen, wo ich mein Weib und meine Kinder zu finden hoffe."

Mark Pawlowitsch war entsetzt.

Er bettelte um billigere Bedingungen, er sank vor Timofeh demütig in die Kniee, jetzt war er der Verzweifelte.

Umsonst.

Der Mann war hart wie Eisen, und es blieb dem Bedrängten nichts übrig, als die Bedingungen anzunehmen ...

Mehrere Monate darauf trat die Untersuchung wirklich ein.

Timofeh wurde als der Schuldige hingestellt, und obgleich hie und da ein sonderbarer Anachronismus sich zeigte und es unglaublich schien, daſs er alles auf eigene Faust unternommen, wurde er infolge seines grenzenlosen Geständnisses schnell verurteilt. Seine

Bekannten, denen mit Recht aufgefallen war, dafs er in jüngster Zeit auf so grofsem Fufse gelebt, wandten sich jäh von ihm und verdammten den Heuchler, den Betrüger, den Schmarotzer.

Und alle streuten Weihrauch dem edlen Herrn, der nach so kurzer Probezeit einem so Unwürdigen sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte.

Und der edle Herr empfing mit Anstand und Würde die neuerlichen Beweise der höchsten Achtung und gewann zu seinen früheren Freunden auch den streng ehrlichen Minister, der sich schämte, eine so edle Persönlichkeit verdächtigt zu haben. Und endlich setzte Mark Pawlowitsch Warschawsky in einer seinem Reichtum, seinem Ruf und Herzen gleich angemessenen Weise die Krone auf, indem er dem Verurteilten die 10000 Rubel zu seinem Unterhalt während der Verbannung, die er geheim zu gehen versprochen hatte, öffentlich überreichen liefs . . .

Eine Erinnerung an Gontscharow.

Ich sehe mich wieder auf den sandigen Dünen im livländischen Badeorte Dubbeln.

Träumerisch schaue ich in die Fluten, die in mir die Sehnsucht nach der Ferne, nach der endlosen Ferne wecken.

Plötzlich zucke ich auf.

Es hatte mir jemand leise, leise auf die Schulter geklopft.

Ich wandte mich. Ein alter Mann mit einem grundgütigen Gesicht lächelte mir zu — der Dichter Gontscharow. Ich glaubte, dafs ich vor Ehrfurcht ins Wasser versinken mufste. Betrachteten wir Kinder und auch die Grofsen den damals — ich glaube 1881 — in Duhbeln zu Gaste weilenden Dichter wie einen leibhaftigen Gott, und beglückt war schon der, dem er den Gruſs freundlich erwiderte. Und derselbe vergötterte Mann stand nun vor mir, lächelte mich an, sprach mit mir! Aber bald wich meine scheue Ehrfurcht vor der wohlwollenden warmen Güte des Dichters, nnd in frischen Strömen ergofs sich die Rede des

Knaben, der von weiten, weiten Welten träumte. Das schlug im Herzen Gontscharows verwandte Töne an, denn jahrelang hatte er die bekannte Welt von Ost nach West, von Nord nach Süd durchzogen, und fröhlich erzählte er nun dem gespannt horchenden Kinde von dem mächtigen Leben auf den Meeren und auf den Bergen, von der Unermeßlichkeit der Wüsten und Steppen, von dem Rasseln und Toben der Städte. Und fast allabendlich, wenn die Sonne ihr glühendes Antlitz im Schoße der Mutter See harg, erneuerte sich fortan das Plauderstündchen zwischen dem großen Dichter und dem kleinen Gymnasiasten. Wie ich von Kollegen beneidet ward, ist wohl zu denken. Ich war aber auch nicht wenig stolz auf meinen „Verkehr". Ja, ich nahm sogar einzelne Gewohnheiten und Manieren des Meisters an: wie er, ging ich stets in gebückter, nachdenklicher Haltung, die Hände auf dem Rücken, auch bei schönstem Wetter mit einem Schirm bewaffnet; selbst Brillen kaufte ich mir, und es fehlte mir bloß der starke graue Backenbart des Dichters, um sein Ebenbild im äußeren zu sein. So bekam ich denn bald den Beinamen „der kleine Gontscharow". O du selige Kinderzeit! . . . Aber gar schnell waren die glücklichen Stunden vergangen, bald neigte der Sommer seinem Ende zu, auseinander stoben die Badegäste — und nie mehr habe ich Gontscharow wiedergesehen! Fast hätte ich ihn auch vergessen, würde nicht sein Tod die Erinnerung an ihn wachgerufen haben. Gontscharow gestorben! Ich glaubte ihn schon seit lange nicht mehr lebend — seit langen, langen Jahren er-

klang im Dichterkonzert der Russen, das jetzt so geräuschvoll ertönt, seine Stimme nicht mehr, seit langen, langen Jahren hatte er sich zurückgezogen von dem stürmischen Hasten der Zeitgenossen und von ihren marktschreierischen Idealen, und so geriet er, den man einmal in eine Reihe mit Turgenjew, Tolstoi, Dostojewski gestellt, in Vergessenheit...

In der Mitte der vierziger Jahre erstand unter den russischen Litteraten eine Gruppe, die das Feld der Belletristik kultivierte und ihre besondere Aufmerksamkeit den Freuden und Leiden der Armen, den Mühseligen und Beladenen zuwandte. Diese Dichter nannten sich die „Natürlichen", und der grofse Gogolj galt als ihr Haupt. Die Zeitschrift „Der Zeitgenosse", 1847 von J. Panajew und N. Nekrassow neu begründet, war ihr Rendezvousplatz, wo sie die Erzeugnisse ihres Geistes, die Früchte ihres Denkens, ihre Pläne und Träume einander und der Öffentlichkeit mitteilten. Unter ihnen waren Namen wie Herzen, Dostojewski, Grigorowitsch, Turgenjew, Graf Solohuh, ferner der Rechtshistoriker Kawelin, der Historiker Ssolowjew, der Mythenforscher Afanasjew und der Kritiker Belinski, der ihnen allen Anregung zum Schaffen gab, jedem die rechte Richtung wies. Diesem erlauchten Kreis trat auch der junge Gontscharow bei, der 1847 mit seiner „Gewöhnlichen Geschichte" sich schnell bekannt gemacht hatte. Es war eine alltägliche Geschichte mit alltäglicher Tendenz: der romantische Schwärmer Alexander Adujew ist da seinem praktischen Onkel Peter Iwanowitsch gegenübergestellt,

und die Tendenz liegt darin, dafs bei der Berührung mit dem rauhen Leben alle Idyllik und Romantik zum Teufel geht und den Menschen hlofs in Ungelegenheiten stürzt. Zu dieser Überzeugung gelangt Adujew nach vielen heifsen Debatten mit seinem Onkel, der ihn in die Schule nimmt. Zuletzt wird er mürbar, entsagt der thörichten Schwärmerei, wird unverfroren egoistisch nnd entschliefst sich, ein grofses Kapital mit einem jungen Mädchen zu heiraten ... Feine Genremalerei und guter Realismus bei poetisch angehauchter Zeichnung sind die Vorzüge dieses Werkes, dem bald Gontscharows Meisterroman „Oblomow" folgte. Unvergleichlich grofsartig ist hier die Plastik in der Gestalt des Haupthelden, nach dem in Rufsland das gedankenlose Vorsichhinträumen Ohlomowerei genannt wird. Denn Oblomow ist ein thaten- und gedankenloser Mensch, der sich zu gar nichts anfzuraffen vermag, und sein Bild zeigt uns, wohin ein ohnehin zur schläfrigen Faulheit und Apathie geneigter Charakter kommen kann, wenn er noch dazu von einer ebenfalls Geist, Herz und Sinn einschläfernden Atmosphäre umgehon ist. Oblomow lebt ein Traumleben, ohne Gedanken, ohne Wünsche, ohne Bestrebungen, er hat wohl Pläne, aber nie führt er einen aus. Sein halbes Lehen verbringt er im Bette, oder auf dem Divan. Soll er sich erhehen, so macht er ein verdrielsliches Gesicht, schrecklich erscheint ihm das Aufstehen, langweilig das ganze Lehen. Er weifs nichts mit dem Tage anzufangen, er weifs nicht, wie ihn zu beenden. Einen Moment lang hewegt ihn heifse Leidenschaft

zur klugen, energischen Olga, er scheint zur Wirklichkeit erwachen zu wollen, er reifst sich sogar von seinem Lager, an dem er fast angewachsen scheint, los und geht unter Menschen. Aber er hat nicht mehr die Seelenkraft, sich aufrecht zu erhalten, er kann sich nicht entschliefsen, um die Hand der Geliebten förmlich anzuhalten — diese Förmlichkeiten sind so langweilig — und plötzlich fällt ihm ein, dafs er an der Seite dieser Frau stets würde leben müssen — stets an der Seite eines einzigen Wesens — das ist zu langweilig — und er sinkt wieder auf seinen Divan zurück . . . Schliefslich heiratet er doch, aber eine Witwe, die statt seiner das Haus erhält, bei der er warmes Quartier und gute Kost bekommt, und da lebt er ohne Freude, ohne Wunsch, bis ihn eines Tages der Tod von aller Langeweile des Lebens erlöst. . . .

Gontscharows letzter grofser Roman, der „Absturz", 1869 erschienen, ist partienweise glänzend geschrieben, steht aber hinter „Oblomow" zurück. Er behandelt das in der Zeit liegende nihilistische Thema, aber mit wenig Geschick. Andere Arbeiten Gontscharows sind noch die Jugenderzählung „Iwan Sawitsch-Podsabrin", der „Kurator", die Beschreibung seiner Weltreise 1852—54 auf der Fregatte „Pallas", die scherzhafte Skizze, „Ein litterarischer Abend" und „Vier Essays", 1881 erschienen. Seit 1881 hat Gontscharow nichts mehr veröffentlicht.

Gontscharow erreichte ein Alter von fast achtzig Jahren. Er wurde am 6./18. Juni 1813 in Simbirsk als Sohn eines schlichten Kaufmanns geboren, erhielt

aber eine gute Erziehung und besuchte bis zu seinem zwölften Jahre die von einem Geistlichen auf einem Gute der Fürstin Cholmski eingerichtete Schule. Darauf brachte man ihn nach Moskau, wo er 1831—35 die Universität, und zwar die historisch-philologische Fakultät besuchte. Bald erhielt er in St. Petersburg eine Anstellung als Translator im Finanzministerium, 1852—54 machte er als Sekretär des Grafen Putjatin eine Weltreise mit demselben; das Ziel dieser Reise war Eröffnung von Handelsbeziehungen mit Japan. Nach seiner Rückkehr trat Gontscharow aus seiner Stellung im Finanzministerium aus und ging in die Oberpostverwaltung über, wo er bis 1872 als Censor fungierte. Seitdem lebte er zurückgezogen und vereinsamt in Petersburg. Am 15./27. September 1891 starb er daselbst.

Graf und Bauer, Dichter und Mystiker.

Unstreitig der populärste, gröfste und interessanteste russische Dichter der Gegenwart ist Leon Nikolajewitsch Tolstoi. In ihm haben sich alle Besonderheiten der russischen Rasse, des russischen Volkes vereint, er ist das treue Spiegelbild desselben, des Guten und Bösen, das in diesem Volke lebt und webt.

Am 28. August 1828 wurde er als Sprösling einer reichen Bojarenfamilie auf dem Gute Jassnaja Poljäna im Gouvernement Tula geboren. Seine Erziehung fiel fast ganz der streng religiösen Mutter anheim, nachdem der Vater schon gestorben war, als Leon erst im neunten Lebensjahre stand. Diese Erziehung ward mafsgebend für sein ganzes Leben und weckte in seinem Herzen den Keim zu jener Religiosität, die in den letzten Jahren in seinen Werken so seltsame Blüten zeitigte. Nach längeren Vorstudien besuchte er in Kasan die Universität und trieb durch mehrere Jahre orientalische Sprachen und Rechtswissenschaften.

Dann wollte er sich auf seinem Gute niederlassen, arbeiten, schaffen, Gutes, Nutzliches wirken, das schwergeknechtete, schwerseufzende Volk befreien aus Dumpfheit und Bedrücktheit, es aufklären und belehren, aus der Geistesnacht zum Licht der Erkenntnis erheben ...

Aber bald machte er bittere Enttäuschungen, und es trieb ihn fort. Dorthin wollte er nun wandern, wo all das Wesen europäischer Übertünchung noch fremd ist, wo in einer freien großen Natur freie Menschen ein ungebundenes Leben führen ...

Er trat als Offizier in den Staatsdienst und ging in den Kaukasus. Aber vergebens. Hier fand er nicht das gesuchte Glück. Er zog in den Krimkrieg mit. Umsonst. Es erfaßte ihn nur Abscheu vor den Massenmorden, Haß gegen die fluchhringenden Institutionen der Welt. Er bereiste Westeuropa, aber wieder vermochte seine ewig fragende Seele keine beruhigende Antwort zu finden, und er kam zur Überzeugung: Nur dort ist es gut, wo die Kultur nicht ist! Unsere Kultur ist die Züchterin der Ichsucht, ist die furchtbarste Feindin des wahren Glücks, der wahren Zufriedenheit. Denn Glück und Zufriedenheit findet man nur bei den „Unkultivierten", findet man nur beim Volk, bei den Bauern. Sie sind gut und heiter, ihren Seelenfrieden stört kein Hasten nach Genuß, kein Unterdrücken des Natürlichen, kein Zweifel an Gott. Wir aber können unter den gleichen Bedingungen nicht mehr leben, wir haben unser eignes Ich gefälscht, gemodelt, verzerrt, bis ihm

die Unnatur zur Natur geworden. Im Volke schlummern die reinen Instinkte der von Anbeginn gutartigen Menschennatur, welche durch die Bildung und ihre Trägerin, die Gesellschaft, zerstört wird. Die Untugenden des Volkes sind gleichsam nur sein äufseres, ihm gewaltsam aufgebürdetes Gewand, während in seinem Innern Tugenden verborgen sind, welche die Geschöpfe der Kultur nur im Munde führen, ohne sie handelnd zu verwirklichen, die aber von den Bauern unbewufst und harmlos geübt werden ...

Was ihm in seiner Jugend als das Beste erschienen war — ein verfeinertes, verschönertes Leben, eine leidenschaftliche, poetische Liebe: das erschien ihm jetzt schlecht und verächtlich; gut und erstrebenswert aber ein arbeitsames, dürftiges, einfaches, die Begierden mäfsigendes Leben.

Und so beschlofs er denn im Jahre 1861, sich für immer auf sein Gut Jassnaja Poljäna zurückzuziehen und hier als Bauer unter Bauern zu leben — schlicht und religiös, rastlos arbeitend und sich mühend, alles, was er braucht, sich selbst schaffend; er, der feingebildete, in Glanz und Reichtum aufgewachsene Adelssprösling bearbeitet den Boden und näht sich Schuhe und Kleider. Er lebt aber nicht bloſs als Bauer, sondern auch für die Bauern, die er belehren, erziehen will.

Seine religiöse Gesinnung ist streng christlich; aber an der Lehre des heutigen Christentums übt er scharfe Kritik. Indem er alle Zuthaten der Kirche nicht für heilig hält, kehrt er zu dem Urchristentum

zurück, welches ihm eine Religion der Nächstenliebe ist. Der Mensch, sagt er, hat die Aufgabe, sein Glück in seinem Innern zu suchen; die Welt mit ihrer gesellschaftlichen Gliederung, in der nur das Recht des Stärkeren und die Unmoral des Heuchlers triumphieren, vermag dieses Glück nicht zu geben. Es kann nur im einfältigen Gottesglauben und in der Rückkehr zur Einfachheit des natürlichen Urzustandes gefunden werden, welchen sich das Volk bewahrt hat; aber auch dieses ist durch den Staat und die Gesellschaft auf Irrwege und zu Lastern verführt worden. Deshalb mufs es der Lebenszweck jedes Besserwissenden sein, das verblendete Volk durch das eigene Beispiel auf den Weg der Wahrheit, der kindlichen Gläubigkeit an die Allmacht und Weisheit Gottes, der Liebe zum Guten und des Hasses gegen das Böse zurückzuführen. Wenn erst statt Weltsucht, Unglauben und Verzweiflung — Liebe, Glauben und Versöhnung die Menschen beherrschten, würde sich das Glück von selbst einstellen, und der Lebenszweck des Individuums wäre erfüllt...

Und so ging Tolstoi unter das Volk und verkündigte diese Lehre. Er gründete Zeitschriften, um seine religiösen und kommunistischen Ideen weiter zu verbreiten und veröffentlichte Bücher und Traktätchen, in denen sich sozialistische, humanitäre und religiöse Gedanken untereinandermengten. Er scheute sich nicht, selbst Kinder-Fibeln und illustrierte Kalender fürs Volk zu verfassen. Seiner Theorie opferte er Zeit und Mühe und Geld. Aber die Erfolge, die

er errungen, sind kläglich. Denn er sucht Übel auszurotten, die nicht ausrottbar sind. Es konnte ihm nie gelingen, Faulheit und Trunksucht, Falschheit und Diebstahl, Untreue und Ehebruch aus der Welt zu schaffen; sie sind nicht einfach aus unseren gesellschaftlichen Zuständen entsprungen, sondern wurzeln in der Natur der Menschheit. Und über seinen fruchtlosen Plänen, die Menschheit zu bessern, vergafs er seinen Dichterberuf ...

Dafs er viel nützen kann als helfender Mensch, mit Thaten, mit klugem Rat, hat er bei der letzten grofsen Hungersnot vielfach bewiesen. Aber dafs seine mystischen Lehren beim Volke nur wenig Verständnis oder gar direkt zu unklaren Vorstellungen führen, die nicht selten mit Sitte, Verstand und Gesetz in heftigen Konflikt geraten, hat sich häufig genug dargethan. Auch fragt es sich, ob sein persönliches Miteingreifen Wert hat und vom Volke gewürdigt werden kann. Ging ja jüngst das köstliche Wort eines russischen Bauers durch die Welt, ein Wort, das besser spricht als lange Abhandlungen: „Gott schenke dem Grafen ein langes Leben, er ist sehr gut gegen uns Bauern," sprach der schlichte Bauer, als er mit einem fremden Herrn auf seinen Gutsherrn Tolstoi zu reden kam. „Sieh, Herr, es erkrankte mein Sohn, der gerade mein Feld umackern sollte. Sofort kam der Graf selbst zu mir mit seinem eigenen Pferde und half mir pflügen." Nach einer Weile aber setzte der Bauer hinzu: „Wenn indessen der Graf, anstatt selbst zu kommen, mir seinen Knecht, den

Google

Andruschka, geschickt hätte, wäre es doch noch viel besser gegangen“ ...

Seine ersten Novellen verfaßte Tolstoi im Kaukasus. Er wandelte in denselben noch die Wege seiner Vorgänger Puschkin und Lermontoff, die er in der Charakterzeichnung und Naturschilderung und teilweise auch im Stoff nachahmte. So glaubt man im Helden der Geschichte „Die Kosaken“, in dem Weltschmerzler Olenin, den Eugen Onjegin Puschkins oder den Lermontoffschen Petschorin aus „Der Held unserer Zeit“ zu erkennen. Tolstoi schilderte in seinen ersten Novellen das Glück der reinen Kindheit, der unschuldigen Jugend, das Erwachen der Liebe, das Auflodern der Leidenschaft, das Irren des Herzens durch Drangsal, sein Begehren nach Ruhe, Glück und Zufriedenheit.

Im Kriegsleben traten ernstere Probleme an ihn heran, die er in seinen „Kriegsgeschichten“ und besonders in den „Sebastopoler Erzählungen“ zu lösen suchte. In diesen zeigt er sich schon eigenartiger. Klaren Auges schaut er alle Verhältnisse, meisterhaft schildert er sie bis in die kleinsten Einzelheiten. Seine Seelenmalerei erzeugt die ersten köstlichen Bilder, seine alles enthüllende Wahrheit lernen wir kennen. In scharfen Worten giebt er seine Abneigung gegen den Krieg kund und spricht die später auch in seinem Meisterwerk „Krieg und Frieden“ betonte Ansicht aus: daſs nicht das Wirken der Heer-

Digitized by Google

führer, nicht die Politik der Staatsmänner Siege und Niederlagen hewirken, sondern dafs einzig und allein das Volk, die Masse, den Ausschlag giebt, und dafs daher dem Volke in der geschichtlichen Darstellung eher der erste Platz gehühre, als den Herrschern, Feldherren und Staatsmännern.

Tolstois Hauptwerk, zugleich die nationalste russische Dichtung der Gegenwart, ist der vierhändige Roman „Krieg und Frieden"; dieser, welcher in der Zeit von 1803 bis 1815 spielt und den man mit Recht „die russische Ilias" genannt hat, giebt das Sinnen und Fühlen aller Gesellschaftsklassen des heiligen Zarenreiches in einer „Epoche nationaler Umgestaltung" mit wunderbarer Klarheit wieder. Es ist ein Kunstwerk, wie die Weltlitteratur nur wenige aufzuweisen hat. Die Wahrheit, die alles beim rechten Namen nennt, ist ein Hauptvorzug dieses Buches. Das von Tolstoi in demselben Niedergeschriebene ist zum Teil Selbsthekenntnis. So wie hier schildert er aber auch in all seinen anderen Werken fast stets Selbsterlebtes, Selbstdurchdachtes, Selhstgefühltes. Was in mühsamer Gedankenarheit in seinem Geiste feste Gestalt gewonnen, was sein Herz gefühlt und erlebt — das alles klingt in seinen Romanen und Novellen, Dramen und Flugschriften aus.

Tolstois zweiter grofser Roman „Anna Karenina" steht dem Meisterwerk „Krieg und Frieden" hedeutend nach. Die Klarheit der Exposition und der Ausführung ist hier oft in Frage gestellt; sociale und religiöse Abhandlungen flechten sich aufdringlich in die Erzählung ein,

überwuchern sie und zerreißen ihren Faden häufiger als gut ist. Und die Tendenz des Ganzen: „Der Mensch soll nur an Gott denken und für die Seele leben!“ zeigt bereits den mystisch-religiös-moralisierenden Weg, den Tolstoi nun als Dichter und Mensch einzuschlagen begann. „Anna Karenina“ ist, wie Erwin Bauer so schön gesagt hat, eine „Brandmarkung der fleischlichen Sinnenlust“ und zugleich ein „Hohelied des einfachen, auf gegenseitiger Achtung, Zuneigung und Gottesfurcht begründeten Ehelebens.“ Tolstoi tritt in diesem Roman der brennendsten Frage der Gesellschaft näher — er behandelt die Ehe, den Ehebruch, und zwar in einer recht ungeschminkten Weise, und zeigt die Vernichtung, welche der Ehebruch herbeiführt, indem er die Sitte verletzt und ihre Rache heraufbeschwört. Anna Karenina, die Heldin des Romans, will die Frage der wilden Ehe praktisch zu ihren eigenen Gunsten lösen und hilft diesen widernatürlichen Versuch mit dem Leben. Einem ungeliebten Manne verkauft, findet sie erst, als sie schon längst verheiratet ist, denjenigen, dem ihr Herz entgegenschlägt. Diesem giebt sie sich ganz hin, für ihn erschöpft sie sich in süßesten Zärtlichkeiten, ihm gelobt sie ewige Treue ... Er aber, um dessenwillen sie ihre Ehre geopfert, verläßt sie. Das kann sie nicht ertragen, und sie nimmt sich gewaltsam das Leben. Als Gegensatz zu diesem ehebrecherischen Paar führt Tolstoi in seinem Roman zwei Figuren vor, welche die echte gute Ehe repräsentieren und deren moralische Stärke im Landleben wurzelt.

Seit dem Erscheinen von „Anna Karenina“ verfloss mehr als ein Jahrzehnt, ohne dass Tolstoi etwas litterarisch Bedeutsames veröffentlichte. Dann erschienen: das in psychologischer Hinsicht äufserst interessante Buch „Der Tod des Iwan Iljitsch“ und das dramatische Sittenbild aus dem russischen Volksleben „Die Macht der Finsternis“. Das letztere Werk machte auch im Ausland ungeheures Aufsehen. Es schildert den russischen Bauer, den Mushik, aber keineswegs in freundlichen Farben. Tolstoi, der sonst die Bauern nicht genug zu loben wufste, findet in diesem Drama nicht genug Worte des Tadels für sie. Und wenn alle Bauern so beschaffen sein würden wie diejenigen, welche in der „Macht der Finsternis“ vorkommen, so müfste die Einwohnerschaft Rufslands gröfstenteils aus Bestien bestehen. Ja, es ist eine ganz verteufelte Gesellschaft, die wir bei Tolstoi kennen lernen — lauter Schurken, Säufer, Kuppler, Ehebrecher, Diebe, Meineidige und Mörder — ein Charakterregister, das selbst Zola zur Ehre gereichen müfste. Doch, es giebt auch einen ehrlichen Mann unter diesen Spitzbuben, und das ist Akim! Dafür hat dieser einen anderen grofsen Fehler, er ist — Idiot. Seine Frau Matrona klagt, dafs sie aus ihm nie mehr als „hem hem“ und „nämlich nämlich“ herausbringe . . . Und die Handlung? Akims Sohn Nikita hat Marina, eine Waise, verführt und verlassen. Akim, der Ehrliche, sagt: „Der Junge hat das Mädchen verführt, hem hem, also soll er, hem hem, das Mädchen heiraten, nämlich heiraten soll er das Mädchen. Es ist abscheulich,

Digitized by Google

sein Wort nicht zu halten; nämlich abscheulich“ . . . Doch Nikita kehrt sich nicht daran. Er will kein armes Mädchen, er trachtet nach einer reichen Bäuerin samt ihrem Hof. Ist er doch Knecht beim alten reichen Peter, dessen junge Frau Anisja schon seit lange ein Auge auf ihn geworfen hat! Also Geduld! Wenn Peter mal stirbt, was hoffentlich bald geschieht, kriegt Nikita die Anisja und dann, hurra! Dann hat er nicht nur die schöne Anisja, die ihm doch jetzt schon mit Seele und Leib gehört, sondern auch den noch schöneren Hof! Hurra! . . . Nikita hat Geduld, aber die feurige Anisja hat keine. Nikita ist schlecht, aber feige; er ist in Worten sehr kühn, er ist ein ländlicher Don Juan, ein Bauerngigerl, aber schwachmütig und dumm; er will zuwarten, bis Peter stirbt. Weshalb die Thorheit? Wäre es nicht gescheiter, dem kränkelnden Gatten Anisjas je eher je lieber zur Ewigkeit zu verhelfen? . . . Dies denkt wenigstens Peters liebevolle Frau. Und sie denkt nicht lange — sie handelt. Von Nikitas listiger Mutter Matrona, der bösen Seele der Gesellschaft, verschafft sie sich ein Pulverchen, ein sicheres Pulverchen, und dieses besorgt schnell und unauffällig Peters Reise ins selige Leben. Nun heiratet Anisja den Nikita. Aber Peter bleibt nicht ungerächt. Seine Tochter aus erster Ehe, die sechzehnjährige, etwas schwerfällige, einfältige Akulina, welche nach Peters Tod im Hause blieb, sticht dem Don Juan Nikita in die Augen, und er bandelt erfolgreich mit ihr an. Ja, er verliebt sich sogar ernstlich in die Akulina, und Anisja gilt im Hause bald nicht

viel mehr als eine Magd. Anisja kocht vor Zorn und Rachebegier. Akulinas Verhältnis zu Nikita bleibt nicht ohne Folgen und da dies dem Verführer selbst peinlich ist, giebt er gern zu, dafs man Akulina aus dem Hause schaffe und zwar am besten durch Verheiratung. Man lädt einige Brautwerber ein; sie kommen auf den Bauernhof gerade im Augenblick, da Akulina entbindet; man trägt die Kranke in eine kalte Stube, und in die warme führt man die Gäste; und während die Wöchnerin stöhnt und jammert, erfreuen sich ihre Freier nebenan an Schnaps und Gesang. . . . Und nun kommt eine Scene, die in gleicher Entsetzlichkeit wohl in keinem anderen aufgeführten Drama vorkommt . . . Matrona und Anisja sind durch Akulinas Leid nicht gerührt; ihre Rache ist nicht gestillt. Akulina soll auch kein Andenken an ihr Verhältnis mit Nikita behalten. Sie entreifsen ihr das neugeborene Kind und geben dasselbe, nachdem sie es getauft — wie fromm! — dem Nikita mit dem Befehl, dem „Wurm den Hals umzudrehn und ihn im Keller zu verscharren". Der schlechte Nikita ist feige; er kann den Befehl nicht vollführen, er thut's nicht und thut's nicht, sein weiches Herz müfste ihm brechen. Da packt ihn sein resolutes Weib Anisja am Krägen und schleppt ihn zur Kellerthür und stöfst ihn hinab und wirft ihm das Kind hintennach. Sie, die ihren ersten Mann getötet um Nikitas willen, mag nicht, dafs Nikitas Seele so rein bleibe; er „soll auch töten, soll auch ein Seelenverderber werden, soll spuren, wie das schmeckt" . . . Nikita steht

unten verzweifelt. Wie soll er, der gute feige Junge, das Kind mit eigenen Händen erwurgen? Da zuckt ihm ein prächtiger Gedanke durch den Sinn! Er ergreift ein Brett, legt das Brett auf das Kind und setzt sich auf das Brett . . . So . . . So! . . . So!! . . . Doch kaum ist's geschehen, so entsetzt ihn seine That . . . Krr . . . Krr . . . Krr . . . so knacken die Knochen des Kindes . . . Er springt auf und möchte davoneilen. Aber es hält ihn fest wie mit tausend Armen, und immer klingt es ihm in den Ohren krr — krr — krr . . . Wahnsinn fährt ihm durchs Hirn, und er macht alle Anstalten, sich aufzuhängen. Da kommt aber sein Hausknecht Mitritsch dazu und als der Nikitas That sieht und seine Reue, lacht er ihn ob derselben aus. Mitritsch ist ein Trunkenbold. Beim himmlischen Vater, beim Sohn und beim heiligen Geist, sowie bei der heiligen Gottesmutter zu Kasan gelobt er zwar immerfort, nicht mehr zu trinken; trotzdem trinkt er immerfort unsagbar viel, und so wie andere im Weine Weisheit und Wahrheit finden, so er im Schnaps. Mitritsch lacht also Nikita aus und sagt ihm: „Das Menschenpack, das Lumpengesindel, braucht man nicht zu fürchten. Sieh dir's nur in der Badstube an! Alle sind aus einem Teig geknetet; bei dem einen ist der Bauch gröfser, bei dem anderen kleiner — das ist der ganze Unterschied! Haha, und dies Lumpenpack soll man fürchten? Schmalz mit Butter in ihre Mäuler!“ . . . Nikita nimmt sich dies zu Herzen und hängt sich vorläufig nicht auf. Er geht in die Stube zu den besoffenen

Gästen und erzählt ihnen seine That; er beichtet unerschrocken alle seine Sünden, ja nimmt noch sogar die Sünden Matronas und Anisjas auf sich, die er entlastet. Und die Bauern schauen ihn erst verwundert an und führen ihn dann zum Gericht. Vater Akim tritt zu seinem Sohn und trostet ihn: „Da du selber mit dir kein Erbarmen gehabt, hem, hem, wird Er dir verzeihen, Gott, nämlich Gott, hem, hem!“ . . . Damit schliefst das Stück, „eine der gewaltigsten Verkündigungen des Naturalismus“. Aber nicht nur die Handlung ist „naturalistisch“, sondern auch die Sprache des Stückes. Die Personen bewerfen sich nämlich immer mit den gemeinsten Schimpfnamen. Hier eine kleine Auslese: Gans! Schaf! Alhernes Schaf! Dummes Schaf! Verrückter Hund! Wirklicher Hund! Hundssohn! Hund (schlechtweg)! Pfui Teufel! Du fauler Teufel! Grofsnäsiger Satan! Schände deine Mutter! Schlumpe! Alter Bastschuh! Altes Stück! etc. Gelt, das ist echter Naturalismus!? . . . Aber noch mehr! Tolstoi stellte für etwaige Aufführungen die Forderung, dafs alles naturgetreu dargestellt werde; man müsse z. B. im zweiten Akte „Fohlen wiehern und Pferde trappeln hören“ . . . Das Stück wurde auch mit grofsem Erfolge in Paris aufgeführt. Vor der ersten Aufführung fragte man die gröfsten französischen Bühnenschriftsteller der Gegenwart, ob sie eine Aufführung der „Macht der Finsternis“ für zulässig hielten, und Augier, Dumas und Sardou gaben verneinende Antwort. Dagegen trat Emile Zola für die Aufführung des russischen Dramas ein, und der berühmte Kritiker

Francisque Sarcey stellte sich anfangs an die Seite Zolas, denn das Stück hatte ihm beim Lesen vorzüglich gefallen. Als Sarcey aber die „Macht der Finsternis“ auf der Bühne gesehen hatte, änderte er seine Ansicht. Das Stück erschien ihm nun abscheulich, und die Bauern, die er bei der Lektüre gar nicht antipathisch gefunden, bezeichnete er nun als „wilde Tiere, die sich aus Versehen unserer Sprache bedienen, im übrigen aber Heu fressen und Gras wiederkäuen“ . . .

Dies Buch ist ein krasser Beweis dessen, wohin der Naturalismus führen kann. Einst war Tolstoi ein gottbegnadeter Poet, dessen Schaffen der hehrste Idealismus erfüllte. Später verstand er es, den letzteren mit reinem Realismus zu verschmelzen, und er schuf Meisterwerke, die ihresgleichen in der Weltlitteratur suchen. Dann aber überkam ihn der Naturalismus, und dieser richtete ihn zu Grunde. Wie aus dem gebildeten Grafen ein Bauer wurde, so sank der feinsinnige Dichter zu einem mystischen Moralisten und Wirklichkeitsabschreiber herab . . .

Ein in vieler Hinsicht interessantes und bedeutendes Werk ist „Die Kreutzersonate“; allein der Künstler Tolstoi ist hier vom Sozialphilosophen und Moralisten noch mehr erdrückt als in der „Macht der Finsternis“ und in „Anna Karenina“. Das im letztgenannten Roman angeschlagene Ehethema bildet in der „Kreutzersonate“ ebenfalls den Kernpunkt. Posdnyschew, ein reicher, gebildeter Gutsbesitzer von dreifsig Jahren, beschliefst zu heiraten. Bisher hat er ein Leben geführt wie alle sogenannten „ordentlichen“ Menschen

seines Kreises, nämlich ein ausschweifendes Leben, und wie alle diese ordentlichen Menschen ist er während seines ausschweifenden Lebens überzeugt, daſs er ein ungewöhnlich sittlicher Mensch sei. Er hält sich für sittlich, weil es in seiner Familie stets Usus war, daſs Mann und Frau sich streng treu blieben. Ferner ist er kein Verführer, er verkehrt nur mit bezahlbaren Dirnen, meidet dagegen die Frauen, die ihn durch ein Kind oder durch Anhänglichkeit an seine Person fesseln könnten . . . Und da er so lebt, hält er sich für einen sittlichen Menschen. Dieser sittliche Mensch will also heiraten. Seine Gattin soll der Gipfel der Vollkommenheit sein. Bei einer Gondelfahrt lernt er das Mädchen, das ihm das Schicksal zum Weib bestimmt, kennen. Er glaubt sich von den edelsten Gedanken und Gefühlen beseelt, da er ihr Liebe und Ehe anträgt. In Wahrheit aber sind diese Gefühle und Gedanken nichts anderes als Sinnlichkeit. Die Taille und die Locken stehen ihr gut zu Gesicht und nach den in ihrer Nähe verlebten Stunden hat er den Wunsch „nach noch gröſserer Nähe“. Er heiratet sie. Aber seltsame Enttäuschungen erlebt er bereits in den Flitterwochen, die keine Wonne bieten, sondern im Gegenteil Unbehaglichkeit, Scham, häſsliche trübe Stimmung und vor allem Langeweile, unbeschreibliche Langeweile. Bald fühlt er sich zu seiner Frau mächtig hingezogen, bald von ihr abgestoſsen. Und das Gleiche bemerkt er an ihr. Und es giebt Zank und Streit. Aber sie gewöhnen sich daran und leben dahin wie andere Eheleute auch. Zehn lange Jahre. Die Frau

schenkt während dieser Zeit mehreren Kindern das Leben. Da erkrankt sie, und die Ärzte — „diese Schufte, Schurken, Schwarzkünstler“ — befehlen ihr „Kinderlosigkeit“ an. Sie gesundet und entwickelt sich körperlich noch schöner als früher, wie eine späte Sommerblüte. Sie fühlt das und beschäftigt sich mit ihrer Person. Sie wird eine herausfordernde Schönheit, welche die Menschen reizt. In der Vollkraft der dreifsigjährigen, gutgenährten, erregten Frau „ohne Mutterpflichten“ ruft sie Furcht hervor: „wie ein arbeitsloses, feuriges Zugpferd, dem man die Zügel abgenommen“ . . . Sie erwacht wie aus einem Rausch, sie kommt zu sich und sieht, dafs es noch eine ganze schöne Gotteswelt giebt, mit tausend Freuden, die sie übersehen, die zu kosten sie nicht verstanden hat. „Genieſse den Augenblick,“ ruft es in ihr, „die Zeit geht unwiederbringlich vorüber“ . . . So denkt und fühlt sie und kann nicht anders denken und fühlen . . . Als Mädchen hatte sie von Liebe geträumt. Sie heiratete, um die Freuden, welche die sogenannte Liebe zu versprechen schien, zu genieſsen. Aber sie genofs von diesen Freuden nicht nur weit weniger als sie erwartet hatte, sondern sie erlebte auch aufserdem viele Enttäuschungen, viele Leiden und besonders die Qualen der Kindergebärten . . . Diese Qualen haben sie erschöpft . . . Nun hört sie von den Ärzten, „dafs es auch ohne Kinder geht“ . . . Sie will wieder leben und lieben . . . Aber ihr Gatte genügt ihr nicht mehr . . . Er merkt das. Er sieht seine Frau vom Wunsche beseelt, die ganze Männerwelt hinzureifsen,

an sich zu fesseln, zu bezaubern. Die Eifersucht bemächtigt sich seiner. Jedes Wort, das seine Frau mit einem fremden Manne spricht, regt ihn auf; jeder Blick, den sie einem anderen absichtlich oder unabsichtlich zuwirft, trifft ihn wie ein Dolchstofs. Und da erwacht in seinem Herzen ein solcher Hafs gegen sie, dafs jedes ihrer Worte, jede ihrer Bewegungen ihm widerwärtig ist. Sie fühlt dies, weifs nicht, was sie thun soll und bemüht sich, den Schein gleichmütiger Lebhaftigkeit anzunehmen. O, er leidet, und sie — sie ist lustig, sie ist sehr vergnügt. Und sein Hafs wächst ins Zehnfache . . . Und Eifersucht und Hafs und Reue wechseln in seiner Seele Tag und Nacht und Nacht und Tag . . . Und er fühlt instinktiv, dafs auch sie ihn hafst, obgleich sie seine Liebkosungen nicht nur nicht verschmäht, sondern sogar erwidert . . . Und nun naht die Katastrophe. Ein Jugendfreund Posdnyschews, der Geiger Truchatschewsky, kommt zu Besuch und bleibt ständiger Gast. Posdnyschew wird von dunkler Besorgnis erfüllt. Er behandelt Truchatschewsky trocken, kühl, ja feindselig. Aber sonderbar: eine unerklärliche verhängnisvolle Macht treibt ihn, den Geiger nicht zurückzuweisen, nicht fernzuhalten; er zieht ihn im Gegenteil heran und lädt ihn ein, als „musikalischer Gesellschafter“ für Frau Posdnyschew öfter und öfter wiederzukommen. Eines Abends spielt die letztere mit Truchatschewsky Beethovens Kreutzersonate, und da finden sich ihre Herzen zusammen . . . Kurz darauf verreist Posdnyschew nach Moskau; sein Herz ist beruhigt, denn der

Musiker hat ihm vor der Abreise fest versprochen, des Freundes Frau nicht zu besuchen, und auch diese beantwortet einen Ausbruch der Eifersucht ihres Gatten mit herzlichem ungekünstelten Lachen . . . Während seines Aufenthaltes in der Kremlstadt erhält Posdnyschew aber einen Brief seines Weibes, worin diese nebenbei „wie über eine ganz alltägliche Sache“ bemerkt, dafs Truchatschewsky sie besucht und „die versprochenen Noten“ mitgebracht habe u. s. w. Dies erweckt in Posdnyschew entsetzliche Gedanken. Also doch! Truchatschewsky besucht die Frau! . . . Das Herz thut ihm weh. „Das wütende Tier der Eifersucht brüllt in seiner Höhle nnd will hervorbrechen.“ Er fürchtet das Tier und verschliefst ihm schnell den Ausgang . . . Aber es hilft nichts — das wütende Tier bricht hervor und bewältigt ihn. Kurz entschlossen reist er in dunkler Nacht heim. Den ganzen Weg quält ihn das entsetzliche Gefühl, dafs seine Frau in Truchatschewskys Armen liege . . . Endlich, endlich steht er vor seinem Hause — es ist Mitternacht vorüber — das Haus ist erleuchtet — — Er steigt, nein — er fliegt die Treppen hinan und greift nach der Glocke und klingelt, aber leise, ganz leise. Der alte Diener öffnet. Im Vorzimmer bemerkt Posdnyschew den Mantel Truchatschewskys — das setzt ihn indessen nicht in Verwunderung, er hat es ja erwartet. Er fragt den Diener, ob bei seiner Frau aufser Truchatschewsky noch jemand da sei und erhält zur Antwort: „Niemand, gnädiger Herr!“ . . . Posdnyschew kann weder seufzen noch atmen und kann auch die klappernden Zähne nicht

stillhalten. Alles, was er in seiner Phantasie gesehen, ist also Wirklichkeit! . . . Fast möchte er in Schluchzen ausbrechen. Aber der böse Geist höhnt ihm ins Ohr: „Weine nur! Gieh dich deiner Empfindsamkeit hin, bis sie ruhig auseinandergehen! Eile dich, eile dich, überrasche sie!“ . . . Und er schleicht auf den Zehen, eine Damaszenerklinge in der Hand, zum Salon. Er tritt ins Zimmer. Truchatschewsky und die ehebrecherische Frau sind entsetzt. In ihrem Antlitz scheint aber auch Unzufriedenheit, Ärger über die Störung zu liegen. Sie versuchen, ihn zu beruhigen. „Wir haben gerade musiziert,“ sagt Truchatschewsky. „Wie unerwartet,“ setzt die Frau hinzu. Aber Posdnyschew antwortet nichts; er wirft sich auf die Gattin und tötet sie, während der feige Verführer entflieht . . .

Der Roman ist in technischer Hinsicht wunderbar. Einzelne Abschnitte wirken geradezu berückend. Mit grausamer Schärfe legt der Dichter die verborgensten Falten der menschlichen Seele bloß und zerrt und stöbert in denselben herum, bis alles klar vor unseren Augen liegt. Welch feine, wunderbare psychologische Analyse! Bis auf eines — die Eifersucht Posdnyschews. Kann ein „gleichgültiger, gelangweilter“ Ehemann auf seine Frau eifersüchtig sein? Eifersüchtig nach zehnjähriger „unglücklicher“ Ehe? Ist das möglich? Wenn ja, dann steht er seiner Frau nicht „gleichgültig“ gegenüber . . . Allerdings kann er auch dem „Ehrgefühl“ zuliebe eifersüchtig sein. Aber diese Eifersucht greift nicht gleich nach dem Dolche, sondern eher nach der Scheidung. Eine Eifersucht, die zu

gewaltsamen Mitteln greift, entstammt unbedingt der Liebe oder mindestens einem wärmeren Gefühl . . .

Die Urschuld der „verfehlten Ehen“ ist vor allem nach Posdnyschew-Tolstoi das schlechte Vorleben der Männer. An diesem schlechten Vorleben sind aber wieder die Frauen, die geschiedenen und die Witwen, schuld, indem sie — sich vom Joch der Ehe frei fühlend — in die Welt hinausgehen und „freie Liebe“ begehren und gewähren. Wer mit einer solchen Frau in Berührung kommt, ist ein „gefallener Mann“. Und ein gefallener Mann sein, bedeutet einen physischen Zustand ähnlich dem eines Morphiumsüchtigen, eines Trunkenholdes. Wie ein Morphiumsüchtiger, ein Trunkenbold nicht normale Menschen sind, so ist auch ein gefallener Mann kein normaler Mensch. Der gefallene Mann kann „enthaltsam leben, kann mit sich ringen, aber die einfältige, lichte, reine Beziehung zum Weib ist für ihn nicht mehr vorhanden“.

Scharfe Worte spricht Tolstoi alsdann über die Erziehung der Mädchen, über die Art, wie die Ehen zu stande kommen: Das Mädchen ist erwachsen, man muſs ihm einen Mann geben — und nun beginnt das Geschäft. Die Frau gleicht einer Sklavin, die ausgeboten wird. Gesellschaften, Bälle, Konzerte, Theater sind lauter „Kaufhäuser“. Da sitzen die Mädchen, und die Männer gehen hin und her und wählen die lebendige Ware. Und die Mädchen warten und denken, ohne daſs sie es auszusprechen wagen: „Freundchen, nimm mich, nicht meine Nachbarin! Schau her, welche Schultern, welche Brüste, welche Reize ich habe!“ . . .

Nach den in der „Gesellschaft“ herrschenden Anschauungen besteht der Hauptberuf der Frau darin, dem Manne Genufs zu gewähren, und demgemäfs ist auch ihre Erziehung. Von Jugend auf lernt sie nur das Eine, wie sie ihre „Anziehungskraft“ erhöhen kann. Wie die Leibeigenen erzogen wurden, um die Wünsche ihrer Herren befriedigen zu können, so werden auch die Frauen nur dazu erzogen, dafs sie die Männer zu fesseln verstehen. Jegliche Art weiblicher Erziehung hat nur das eine Ziel. Die einen wollen es durch ihre geistigen Eigenschaften, durch Musik, durch Gelehrsamkeit; die anderen durch ihre leiblichen Reize, durch ihre Taille, ihre Locken, ihre Brüste erreichen.

Wie den Mann nur Sinnlichkeit zu der Frau führt, so fühlt auch die Frau in der „Liebe“ zum Mann nur Sinnlichkeit. Jedes „Weibchen“ hat das „tierische Bedürfnis, soviel Männchen als möglich anzulocken“. So ist es im Leben der Jungfrau, so bleibt es im Leben der Gattin. Im Leben der Jungfrau ist es notwendig um der Auswahl willen, in der Ehe zur Herrschaft über den Mann. Und durch die Sinnlichkeit beherrschen die Frauen die Männer. „Ihr wollt,“ sagen die Frauen zu den Männern, „dafs wir ein Gegenstand eurer Lust sein sollen? Gut! Wir sind ein Gegenstand eurer Lust und machen euch so zu unseren Leibeigenen.“ Es heifst, der Mann habe das Recht, die Frau zu wählen, während die Frau den Mann nicht wählen kann. Aber um diese falsche Verteilung des Rechtes auszugleichen, spekuliert die Frau

Google

auf die Sinnlichkeit des Mannes, überwältigt sie ihn durch die Sinnlichkeit so, dafs nur scheinbar er der Wählende ist; in Wirklichkeit wählt sie. Und hat sie einmal das Mittel der Sinnlichkeit in ihre Gewalt gebracht, so mifsbraucht sie es auch und gewinnt damit eine furchtbare Macht . . . Wo diese Macht ist? In allem und überall! Besucht man die Warenhäuser, so findet man in ihnen neun Zehntel Sachen, die nur dem Luxus der Frauen dienen. Geht man durch die Fabriken, so erfährt man, dafs ein ungeheurer Teil von ihnen unnützen Schmuck für die Frauen fertigt. Millionen von Menschen, Geschlechter von Arbeitern, Riesensummen werden um weibischer Liebhabereien willen verbraucht. Wie Fürstinnen auf den Thronen halten die Frauen das Menschengeschlecht in den Fesseln der Knechtschaft und schwerer Arbeit . . . Um alledem zu entgehen, kommt das Buch zu dem Resultat: es wäre besser, wenn es keine Weiber, keine Ehen überhaupt gäbe. Aber ich glaube, dafs alle meine Leser und meine — Leserinnen mir zustimmen werden, wenn ich sage: Es ist gut, dafs die Natur, die wohl wufste, was sie that, als sie das Herrlichste schuf, der Marotte eines Dichters zuliebe dieses Herrlichste gewifs nicht zerstören wird.

*

Unter Papieren, die ich aus der nordischen Heimat mitgenommen, fallen mir mehrere lose Blätter in die Hand. Vor langen, langen Jahren habe ich darauf als Schulübung eine russische Skizze aus irgend einer

Chrestomathie, einer Zeitung oder sonst woher abgeschrieben. Nun bleibt mein Blick auf diesen vergilbten Blättern fest haften. Denn der Titel der Skizze lautet: Detstwo (die Kindheit) von Leon Nikolajewitsch Tolstoi. Tolstoi, derselbe Tolstoi, der heute an der Schilderung des tiefsten Elends sich nicht genug thun kann, derselbe Tolstoi hat hier ein entzückendes Bild der Kindheit entworfen, ein Bild so voll rührender Unschuld und Innigkeit, wie man es nicht für möglich halten sollte, wenn man die jetzigen Schöpfungen Tolstois liest. Die Skizze ist darum der Mitteilung wohl wert.

* * *

. . . Das war ein lustiger Tag!

Von früh morgens bis spät abends bin ich auf der Schlittschuhbahn gewesen und habe mich einmal ordentlich bis zur Erschöpfung satt gelaufen.

Nun aber sitze ich behaglich am Theetisch auf meinem hohen Sesselchen und schlürfe meine Tasse Thee. Aber ich bin zu müde, so müde, dafs mir fast das Trinkgefäfs entfallen wäre.

Leise schliefst der Schlummer meine Augen. Doch ich mag nicht zu Bett gehen. Ich bleibe auf meinem Sesselchen. Es ist Gesellschaft, es wird geplaudert, ich will auch zuhören.

Und wie wäre es möglich, hier nicht zuhören zu wollen?

Mütterchen mein spricht ja, und die Laute ihrer Stimme sind so süfs, so freundlich, so bezaubernd. Schon diese Laute allein sagen meinem Herzen soviel,

so unendlich viel. Mit Augen, welche von Schläfrigkeit umnebelt sind, schaue ich unverwandt auf Mütterchens Gesicht, und plötzlich ist mein Mütterchen klein, ganz klein geworden — so klein — und ihr Gesicht ist nicht gröfser als ein Knöpfchen . . . Aber es ist mir stets ebenso deutlich sichtbar wie vorhin.

Es gefällt mir, Mütterchen so winzig zu sehen.

Dann aber blinzle ich mit den Augen und versuche, sie zu öffnen, um zu schauen, ob Mütterchen gröfser wird. Doch meine Lider sind so schwer, so müde, ich kann sie nicht aufschlagen, und mein Mütterchen wird nicht gröfser als jene Menschlein, welche in den Augäpfeln zu sehen sind . . .

Plötzlich aber bewege ich mich heftig — ich erwache und der Zauber ist zerstört. Ich bemühe mich in jeglicher Weise, den Zauber zu erneuern; ich ziehe die Augen zusammen, aber vergebens. Ich wende mich hin und her, aber kann mich nicht bequem zurechtlegen.

„Du wirst wieder auf deinem Sesselchen einschlafen," sagt Mütterchen zu mir, „möchtest du nicht lieber zu Bett gehen?"

„Nein," antworte ich, „ich will nicht schlafen, Mütterchen" — und kaum dafs ich dies gesagt, umschliefst schon neuer Schlummer meine Augen, und unklare, aber süfse Träume erfüllen die Phantasie. Im schlaftrunkenen Zustande fühle ich manchmal, wie eine zarte Hand mich berührt, und an der alleinigen Berührung schon erkenne ich diese Hand, und im

Schlafe ergreife ich sie unwillkürlich und presse sie stark und innig an die Lippen . . .

Es ist spät, sehr spät geworden.

Alle sind schon auseinandergegangen.

Nur ein einziges Lichtlein brennt noch im Zimmer — Mütterchen wartet auf mein Erwachen . . . Sie tritt an mein Sesselchen . . . Sie streift mit ihrem reizenden, zarten Händchen über meine Locken, und in mein Ohr flüstert eine liebliche wohlbekannte Stimme:

„Steh auf, Duschinka, mein Seelchen, es ist Zeit zum Schlafengehen."

Keine störenden gleichgültigen Blicke heengen jetzt mein Mütterchen. Sie braucht sich nicht zu scheuen, ihre Liebe und Zärtlichkeit voll über mich auszuschütten. Sie neigt sich über mich und liebkost mich herzlich. Ich rühre mich nicht, aber noch inniger küsse ich ihre süfse Hand.

„Steh doch auf, mein Engel, mein Kind —" sie legt ihre andere Hand um meinen Hals — ah, wie gar gut das thut — und ihre Finger bewegen sich pfeilschnell und kitzeln mich.

Ich öffne halb die Augen.

Im Zimmer ist es still, halbdunkel.

Meine Nerven sind erregt, durchs Kitzeln und durchs Erwachen. Mamascha beugt sich tief auf mich — sie berührt mich — ich spüre ihren süfsen Atem . . .

Und plötzlich springe ich auf und umschlinge mit beiden Armen ihren Hals und schmiege meinen Kopf

an ihre Brust und sage, indem ich sie fortwährend küsse, mit halberstickter Stimme:

„Mütterchen, Mütterchen, wie lieb, wie sehr lieb ich dich habe!“ . . .

Sie lächelt mit ihrem kummervollen hezauhernden Lächeln, sie küßt mich auf die Stirn, sie faßt mit heiden Händen meinen Kopf und drückt ihn sanft in ihren Schofs.

„So liebst du mich sehr, Seelchen?“

Sie schweigt eine Minute. Dann preßt sie mich noch inniger an sich und flüstert:

„Schau, Kind, behalte mich immer lieb, vergifs mich nie! . . . Wenn Mamascha nicht mehr sein wird, wirst du Mamascha vergessen?“

„Golubuschka, mein Täubchen,“ entgegne ich bittend, „sprich nicht so, Mamascha, du thust mir weh, unsäglich weh . . .“

Und ich küsse ihre Hände und presse mich an ihre Brust, und aus meinen Augen rinnen gleich Bächen die Thränen — Thränen der Liebe und des Entzückens . . .

Wenn ich endlich ins Schlafzimmer gekommen bin und in meinem Schlafröckchen dastehe — welch herrliches Gefühl empfinde ich nun beim Hersagen des Gebetes, das meine Lippen Wort um Wort der geliebten Mutter nachsprechen: „Herr, behüte Papascha und Mamascha —“ und die Liebe zu Gott und die Liebe zu den guten Eltern — beide verschmelzen in eins . . .

Nach dem Gebet lege ich mich ins weiche warme Bett und hülle mich in meine kleine Decke. Auf der Seele ist's mir so licht und leicht und wonnig. Die Phantasieen und Träumereien jagen einander. Wovon sie handeln? Ich weifs es nicht. Sie sind nicht zu erhaschen, sind flüchtig wie Schaum der Wellen. Aber es erfüllt sie alle reine Kindesliebe und Hoffnung auf ein lichtes Lebensglück . . .

Plötzlich kommt mir die Erinnerung an meinen Lehrer, der ein so armer Mann. Und es wird mir mitleidsvoll zu Mute, ich habe soviel Erharmen mit ihm und nehme mir vor, ihn recht zu lieben und ihn nicht durch Trägheit und Unfolgsamkeit zu kränken, und während ich das denke, flüstert mein Mund:

„Gieh, grofser, guter Gott, dem Herrn Lehrer etwas mehr Glück — und gieh mir die Möglichkeit, ihm zu helfen, ihm den Kummer zu erleichtern — ich bin von Herzen gern bereit mit allem, was ich besitze, für ihn ein Opfer zu bringen . . .“

Und dann wache ich plötzlich wieder auf und bitte Mütterchen um mein geliehtes Schwert oder um mein Hündchen oder um meine Schreihtafel und lege Schreibtafel und Hundchen und Schwert in die Ecke meines Bettchens, auf mein Daunenpolsterchen, und freue mich, dafs sie alle drei so gut und warm und bequem liegen. Und ich rücke mich möglichst an den Rand des Bettes, damit ich die Geliehten nur nicht unversehens quetsche.

Und während mich fester kräftiger Schlummer umfängt, bete ich noch zum letztenmal, dafs Gott allen

Menschen Zufriedenheit gehen und dafs morgen recht schönes Wetter zum Schlittschuhlaufen sein möge. Und dafs du es nicht vergifst, lieber Herrgott, sage Papascha, dafs er mir aus der grofsen Stadt, wo der Kaiser lebt, sehr viel schöne Sachen mitbringt, und wenn er viel Geld hat, wünsche ich mir besonders einen silbernen Federstiel und eine goldene Feder...

Und die Gedanken verwirren sich — ich wende mich noch ein paarmal von einer Seite auf die andere, und leise und lächelnd bin ich dann eingeschlafen — — —

Glückliche, glückliche, unwiederbringliche Zeit der Kindheit! . . .

Werden mir je deine Frische und Sorglosigkeit, dein Bedürfnis nach Liebe und die Kraft deines Glaubens wiederkehren? Wo blieben die reinen Gebete jener Tage? Ich habe sie alle, alle vergessen! Und wo blieb die beste Gabe, die je dem Menschen zu teil ward — wo blieb die ungefälschte Rührung? . . .

Vorüber, vorüber . . .

Lächelnd kam einst ein Engel geflogen und setzte sich mir auf die Schulter und flüsterte mir süfse Märchen ins Ohr . . .

Vorüber, vorüber die glückliche, glückliche, unwiederbringliche Zeit der Kindheit . . .

Torquemada in Rufsland.

Die Weltgeschichte wiederholt sich . . .

Was gerade vor vier Jahrhunderten in Spanien geschah, geschieht heute in Rufsland.

Was Ferdinand de Torquemada in Spanien war, das ist heute im heiligen Zarenreich Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew. Während aber der Dominikanermönch in den 17 Jahren seines schrecklichen Regiments, von 1481 bis 1498, blofs 8000 Menschen lebendig verbrennen liefs und andere 90 000 an den Bettelstab brachte, kann sich der Oberprokureur des Heiligen Synods weit gröfserer Thaten rühmen.

Nach Zehntausenden zählen die Unglücklichen, die seinem blinden Fanatismus zum Opfer fallen; nach Zehntausenden die Armen und Elenden, welche von ihm vertrieben rastlos von Ort zu Ort wandern; nach Hunderttausenden diejenigen, welche er dem Hungertod, der Verkommenheit preisgiebt

Ach, wahrlich eine Wohlthat wäre es da, wenn Konstantin Petrowitsch wenigstens die Gnade des Fenertodes gewähren wollte.

Allein er martert die Leute langsam zu Tode. Alles, was nicht orthodox, griechisch-orthodox ist, soll unter gräfslichem Weh und Ach vom Erdboden vertilgt werden.

Die Mittel, welche Pobedonoszew anwendet, um seine Zwecke zu erreichen, sind Lug und Trug. Falsche Berichte an den Zaren, falsche Zeugen — alles ist recht. Es giebt nichts, und sei es noch so sonnenklar, das er nicht zu verfinstern, — und nichts, sei es noch so wahr, das er nicht zu entstellen wüfste.

Seine Meisterwerke aber sind seine Fälschungen der Geschichte.

Rufsland ist es gewesen, sagt Pobedonoszew, welches Europa vor dem Eindrang der Mongolen bewahrt hat. Ach, er weifs nicht, dafs die Wahlstatt von Liegnitz, der Berg Holstein bei Olmütz und alle, alle anderen Orte, wo die Mongolen aufs Haupt geschlagen wurden, nicht in Rufsland liegen. Er weifs nicht, was selbst die nationalsten Russen nicht leugnen: dafs Feigheit und Kleinheit im Lande zwischen Weichsel und Wolga herrschten, als die Mongolen einbrachen.

In Erfüllung einer göttlichen Mission hielt Rufsland die Wacht zwischen zwei Weltteilen, spricht Pobedonoszew ruhmselig weiter. Aber wir können ihm mit dem Geständnis des grofsen russischen Denkers Tschadajew entgegnen, welcher wehklagend ausruft: „Wir gehören zu den Nationen, welche keinen notwendigen Teil der Menschheit zu bilden scheinen,

welche nur da sind, damit die Welt sich an ihnen eine grofse abschreckende Lehre nehme . . .“

Gleichzeitig mit dem Katholizismus, sagt Pobedonoszew einmal, lernte Rufsland leider auch das Luthertum kennen, das durch die livländischen Ritter, welche Rufsland den Weg zur Ostsee versperrt hatten, vertretene Luthertum. Gleichzeitig! Rufsland kannte den Katholizismus schon im Jahre 1054 und früher — als das Luthertum noch gar nicht existierte. Und das nennt der hochgebildete Pobedonoszew gleichzeitig!

In den baltischen Landen, wo durch lange Jahrhunderte deutsches Leben und deutsche Sitte, deutscher Fleifs und deutsche Kultur geblüht, herrscht nun die russische Willkür. Die von Peter dem Grofsen und Katharina II. den Ostseeprovinzen zugesicherten Rechte, welche noch unter Alexander II. geachtet wurden, sind jetzt völlig vernichtet.

Es ist nicht notwendig, des langen und breiten zu erzählen, mit welcher Treue und Aufrichtigkeit die Balten den russischen Herrschern gedient haben. Das ist genugsam bekannt.

Noch nicht genugsam bekannt aber ist die Roheit, mit welcher Pobedonoszews Regierung die heiligsten Rechte verachtet, um an Stelle guter alter Sitten moderne orientalische Barbarei zu rücken. Erbärmliche Kreaturen setzt sie als Herrscher über gebildete Völker. Wo Friede und Ruhe gewaltet, da entfacht sie Hafs und Zwietracht, Betrug und Verleumdung

Aus ehrlichen treuen Unterthanen bildet sie gewaltsam zornerfüllte Revolutionäre. Despotisch wütet sie gegen Protestanten, Katholiken, Juden und Sektierer, gegen Andersgläubige fremder Nationen, gegen Andersdenkende der eigenen Rasse, in Finnland und in Polen, in Livland und Esthland. Nur macht sie da und dort einen Unterschied in der Schärfe ihrer äufseren Mittel; nur hängt sie da und dort ein dünnes, ganz dünnes Schamschleierchen über ihre Absichten. So in Finnland, wo sie den starken Volksgeist fürchtet; so in Polen, wo sie schon manchen bösen Denkzettel bekommen hat; so in Livland, wo die grofsdeutsche Nachbarschaft doch ein bifschen einschüchternd wirkt. Ungehindert aber wogt der Strom ihrer Wut über die unglücklichen Juden, die unglücklichen Sektierer, die unglücklichen Esthen . . .

In Esthland begann der Versuch, das Volk der russischen Kirche und damit der „russischen Kultur und Freiheit" zu gewinnen, schon vor vielen Jahren. Bereits in den siebziger Jahren, vorläufig allerdings ohne Erfolg, regte sich die panslawistische Propaganda in Esthland.

Die Seele dieser Propaganda war ein zum Slawentum übergelaufener Deutsch-Esthe, Namens Jakobson, der in jüngeren Jahren Küster bei einer evangelisch-lutherischen Gemeinde gewesen, aber durch häfsliche Geschichten um Amt und Brot gekommen war. Er hatte deshalb seiner väterlichen Religion und dem Deutschtum bittere Rache geschworen und sich der Partei des Pobedonoszew in die Arme geworfen

Durch diese erhielt er in Petersburg das Diplom eines Lehrers der Kalligraphie und wurde als solcher in die vornehmsten Häuser der Residenz eingeführt, schliefslich sogar vom Grofsfürsten Konstantin Nikolajewitsch für den Schreibunterricht seiner Tochter Olga, der jetzigen Königin von Griechenland, aufgenommen.

Dieser Jakobson war von Jugend auf bis zu seinem letzten Atemzug ein Schwindler. Er fälschte Urkunden und stahl wie ein gemeiner Dieb. Einmal ertappt, verstand er es mit Hulfe seiner hochsten Gönner, den Prozefs zu verschleppen, bis er dem Urteil durch den — Tod entronnen war . . .

Das war der Mann Pobedonoszews. Alle Schandflecken, die dem Individuum anhafteten, hinderten die Regierung nicht, Jakobson als Regierungsvertreter nach Esthland zu schicken, damit er dort Hafs und Feindschaft unter den Bürgern säe, die Esthen gegen die Deutschen, die Deutschen gegen die Esthen, die Bauern gegen den Adel, den Adel gegen die lutherische Geistlichkeit hetze.

Um seine Zwecke besser verfolgen zu können, gründete Jakobson eine von der Regierung unterhaltene esthnische Zeitschrift „Sakala", in welcher allen bestehenden esthnischen Zuständen der Krieg erklärt wurde, während die panslawistische Propaganda ihre Polypenarme immer fester und fester um das unglückliche Esthenvolk schlang . . .

Nach Jakobsons Tod wurde die Mission von gleich ehrenhaften Männern fortgesetzt und vollführt, — und Esthland ist heute bereits längst russifiziert.

*

Schlau ging man zu Werke, um das esthnische Volk zu bethoren. Man sprach von der Absicht, ein mächtiges Esthenreich zu gründen. Die esthnische Sprache sollte herrschend werden bei den Behörden und in den Schulen, wo bisher alles deutsch gewesen. „Eesti keel ja Eesti meel“ — esthnische Sprache und esthnischer Sinn! Das war der Lockruf der panslawistischen Apostel. Und als die Esthen sich dann wirklich des Deutschtums entledigten, da erhielten sie statt des erwarteten Esthentums — das Slawentum. Und dieselben Blätter, welche gestern für das Verdrängen des Deutschtums zu gunsten des Esthentums geschwärmt, predigten heute das Russentum als das alleinseligmachende und verpönten das Festhalten des Volkes am Esthentum als ein namenloses Unglück.

Und was solcher List nicht gelang, das setzte fort und beendete brutale Gewalt. Man verletzte das Volk in seinen zartesten Gefühlen, man rauhte ihm seine althergebrachten Sitten und Gewohnheiten, man nahm ihm seine Religion und zwang ihm dafür die orientalische Orthodoxie auf. Man löste alle Familienbande, hetzte die Gattin gegen den Gatten, die Kinder gegen die Eltern, verlockte durch Geld und gute Worte, durch allerlei thorichte Vorspiegelungen und Versprechungen zum Übertritt. Und eines Tages wurde ganz offen erklärt, die gewaltsame Einführung des griechischen Glaubens in Esthland sei unbedingt notwendig. Folgender Vorfall gab den Anlafs dazu.

Ein esthnisches, evangelisch-lutherisches Sonntags-

hlatt hatte in seiner geistlichen Anrede an die Gemeinde geschrieben:

„O Herr, reinige wieder dein Haus. Wo es zur Mördergrube geworden ist, da mache es wieder zum Tempel. Gieh gnädig, dafs in unserm Land und in der ganzen Welt dein Wort klar und rein gelehrt und gehört werde."

Wer kann aus diesen Worten Hafs gegen Andersgläubige heraustifteln?

Das vermochten nur die russischen Regierungsapostel, die krampfhaft nach einem Vorwand zum Beginn neuer Agitationen suchten. Mit heller Entrüstung erklärten sie, die citierten Worte bewiesen, dafs „die Prediger der evangelisch-lutherischen Kirche in den haltischen Provinzen mittelalterliche Unduldsamkeit gegen die griechische Kirche" hegten, und kamen zum Schlufs, es wäre die höchste Zeit, diese mittelalterlich unduldsamen Prediger zu vertreiben, zu vernichten.

Und ihre Weherufe fanden Wiederhall in den russischen Blättern, und die panslawistischen Herren, so die Feder führen können, füllten ihr Tintenfafs mit Gift und Galle und schrieben lang und breit von dem „schweren, mörderischen Kampf", welchen die Orthodoxie in Esthland um ihre Existenz führte, und riefen Himmel und Erde, den Zaren und Pobedonoszew um Schutz und Hülfe an.

Und mit Genehmigung des Kaisers leitete Pobedonoszew eine Agitation zur Rettung der in Esthland so „himmelschreiend bedrückten und bedrohten Orthodoxie" ein.

Aber das Merkwürdigste war, dafs plötzlich eine aus dem esthnischen Volk selbst erstandene Abordnung in Petersburg erschien und um die Gnade endlicher und vollständiger Russifizierung bat. Allerdings durfte man diesen „esthnischen" Abgeordneten nicht zu tief ins Herz, nicht zu hell ins Gesicht leuchten. Einer der Herren war ein bestrafter Dieb, ein anderer wurde später wegen Brandstiftung nach Sibirien verschickt. Diese beiden Ehrenmänner waren esthnischer Nationalität; die anderen alles eher, nur nicht Esthen. Alle „Abgeordneten" aber hatten gemeinsam, dafs sie weder im Auftrag des esthnischen Volkes, noch aus ehrlicher persönlicher Überzeugung, sondern blofs als Söldlinge der panslawistischen Partei handelten.

Das alles aber genierte die Regierung nicht im geringsten. Man nahm die Leute gern gläubig als esthnische Gesandtschaft auf, bewirtete sie ehrenvoll und versprach die sofortige freudige Erfüllung der esthnischen Wünsche.

Popenmissionen gingen nach Esthland und begannen dort eine Popenwirtschaft. Sie verteilten Flugschriften, welche im Namen des Zaren die Esthen aufforderten, die Deutschen zu verderben und sich den russischen Befreiern anzuvertrauen, in Tausenden Exemplaren unentgeltlich unter das Volk. Solche revolutionäre Broschüren passierten anstandslos vor dem Auge der streng wachenden Censur. Dagegen verfielen die esthnischen und noch mehr die deutschen Bücher und Schriften willkürlichen Verboten und Verstümmelungen. Das Lied „Ein' feste Burg ist unser

Gott" wurde wie ein Revolutionslied verpönt und verfolgt, und von dem Titelblatt eines alten Volkskalenders der Bibelspruch, welcher durch lange Jahre auf demselben gestanden, gestrichen. Denn dieser Bibelspruch hiefs: „Der Herr kennt den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergeht." Ach ja, das böse Gewissen der Gottlosen fürchtete sich vor dem schlichten Bibelspruch . . .

Solche unglaubliche Lächerlichkeiten, wie die eben geschilderten, hatte das Vorgehen der Regierung Pobedonoszews zahlreiche im Gefolge. Aber nicht für möglich halten möchte man trotzdem den folgenden Vorfall, wenn derselbe nicht durch unumstöfsliche Zeugnisse wahrheitsgetreuer und ehrenfester Männer, unter anderem auch des esthnischen Pastors Lööralt, gleichwie durch die Berichte der russischen Blätter selbst, festgestellt wäre.

In unwirtlicher Gegend des östlichen Esthlands liegen ein paar kleine Dörfer mit ausnahmslos evangelisch-lutherischer Bevölkerung. Längst hatte diese beabsichtigt, sich eine Kirche zu erbauen, in welcher die Alten und Gebrechlichen, die nicht nach den entfernt liegenden Bethäusern der gröfseren Dörfer wandern konnten, das Abendmahl empfangen sollten. Endlich nahm man den Bau in Angriff. Die Gutsherren lieferten das Material, und die Bauern übernahmen die Anfuhr und leisteten Arbeitstage zu dem

auf dem Kuremägi oder Kranichsberg begonnenen Bau des Gotteshauses.

Kaum erfuhr Pobedonoszew davon, so machte man in Petersburg plötzlich die Entdeckung, dafs der Kuremägi eigentlich Püchtiz heifse und ein orthodoxes Heiligtum sei. Vor Zeiten, so erklärte man, hat sich dort die Mutter Gottes gezeigt; dort ist ein vom Himmel gefallenes wunderthätiges Bild gefunden worden; dort fliefst eine heilige wunderthätige Quelle ...

Und sofort wurde der Bau der lutherischen Kirche untersagt, und in den panslawistischen Blättern erhob sich wieder ein grofses Gejammer über die Unterdrückung der Orthodoxie in den baltischen Provinzen, so dafs sich „auf dem Boden russischen Heiligtums" und „inmitten einer ausnahmslos orthodoxen russischen Bevölkerung" ein evangelisches Gotteshaus „von gewaltigen Dimensionen" erheben konnte.

Die esthnische Gemeinde sandte zwar in ihrer Not einige Männer nach Petersburg, um höheren Ortes die Freigebung des Bethausbaues zu erwirken. Allein diese wirklich esthnischen Abgeordneten wurden bei ihrer Ankunft in der Residenz am Bahnhof von Gendarmen erwartet, verhaftet, in Arrestantenkleider gesteckt und per Schub nach Hause zurückbefördert. Und auf dem Kuremägi entstand kurz darauf eine prachtvolle russische Kathedrale, wo alljährlich am 14. und 15. August unter Entfaltung grofsartigen Pompes, unter Beteiligung der höchsten Administratoren des Gouvernements und besonderer Abgesandter des Heiligen Synods und des Zaren ein grofses orthodoxes

Kirchenfest abgehalten wird. Zu demselben wird wohlweislich auch das umwohnende lutherische Volk in herzlichen Worten geladen, damit es, vom Pomp und Weihrauch benebelt und betört, seinen Glauben verrate und zur Orthodoxie übertrete . . .

Aber nicht nur Pomp und Weihrauch sind die Mittel Pobedonoszews, um Seelen zu gewinnen. Auch der Schnaps spielt eine grofse Rolle, ja die gröfste. Agitatoren ziehen von Schenke zu Schenke und zahlen den Leuten Getränke, soviel sie mögen, und wenn die so Gekaperten aus schwerem Rausch erwachen, sehen sie an ihrem Halse das orthodox-griechische Kreuz baumeln, zum Zeichen, dafs sie während ihrer Bewufstlosigkeit zum „Kaiserglauben“ bekehrt worden. Nach den Mitteilungen des Pastors Lööralt, der vielfach Zeuge dieser traurigen Geschichten sein mufste, wird den „Bekehrten“ fast nie klar gemacht, dafs es sich um einen Bekenntniswechsel handelt, sondern man redet ihnen ein, den „Kaiser- und Reichsglauben“ anzunehmen, um der Vorzüge teilhaftig zu werden, welche der Kaiser angeblich allen schenken wird, „die sich zu ihm bekennen, die sich ihm opfern“. Ausdrücklich wird betont, dafs der Glaubenswechsel an sich nichts bedeute. Selbst von äufseren Formen, welche die orthodox-griechische Kirche sonst so stark hervorhebt, so vom Fasten, werden die Neubekehrten entbunden „Ihr armen Leute hungert ja genug,“ sagen mit erheucheltem Mitgefühl die Popen. Die Popen! Wenn

die Bekehrer nur immer Popen wären! Aber zumeist sind Schurken, selbst Diebe und Mörder, in besseren Fällen gewöhnliche Handwerker und Tagelöhner, die kaum zu lesen oder zu schreiben verstehen, diejenigen, welche die Bekehrungen zur Orthodoxie vollziehen — im Namen Gottes, im Namen des Zaren, im Namen des Heiligen Synods! . . .

Dennoch machte sich Pobedonoszew kein Gewissen, auf die Frage des Zaren, ob denn die Bekehrten für den orthodoxen Glauben gehörig vorbereitet würden, gegen besseres Wissen zu antworten: Jeder, der zum griechischen Bekenntnis bekehrt wird, erhält durch sechs Monate Unterricht in allen orthodoxen Glaubenslehren, hat dann eine dreitägige öffentliche Prüfung zu bestehen, und hierauf erst nimmt man ihn in den Schofs der griechischen Kirche auf! . . .

❦

Pobedonoszews heuchlerisches Wesen bekundet auch der jüngst von ihm ins Leben gerufene Erlafs, demzufolge keine Juden getauft werden sollen, welche dies wegen der materiellen Existenz thun. Und doch verlangt Pobedonoszew eine einzige Kirche für Rufsland, für die Welt, und doch versucht Pobedonoszew alle Mittel, um die Juden Rufslands entweder zu ruinieren oder griechisch-orthodox zu machen . . . Das ist Wahnsinn, aber keine Methode.

Handelt Pobedonoszew rücksichtslos, wo er auf die protestantischen und katholischen Völker Europas und auf die politischen Verhältnisse doch noch etwas

acht geben mufs, wie viel freier kann er seinem Fanatismus die Zügel schiefsen lassen, wenn es sich um Juden, um vogelfreie Juden handelt. Da kennt er keine Schranken, da braucht er keine strafende Gerechtigkeit zu fürchten, da genieren ihn keine politischen Rücksichten, kurz — da kann er sich einmal so recht nach Herzenslust austoben.

Einst trat Pobedonoszew vor den Selbstbeherrscher aller Reufsen mit der schlichten Frage:

„Herr, willst du, dafs die russische Rasse, welche 50 Millionen zählt, bestehe und herrsche, oder soll den 4 Millionen Juden die Führerrolle in unserem Lande zufallen?“

Natürlich entschied sich der Zar für die russische Rasse.

Da entgegnete Konstantin Petrowitsch:

„Dann, Majestät, vertreibe die Juden. Denn die Juden sind ein Volk von Parasiten. Sie zehren am Mark unseres geliebten grofsen russischen Volkes, sie verderben unsere einfachen Sitten, sie ruinieren unsern Wohlstand.“

Im Widerspruch zu dieser Erklärung steht aber die folgende:

„Alle Juden sollen sich taufen,“ meint Pobedonoszew, „sie sollen ortbodox werden, und ich bin überzeugt, dafs dies zu ihrem und auch zu unserm Vorteil sein wird. Die Juden sollen sich taufen und mit dem russischen Volk vermischen. Die Juden sind ein Volk von höchster Intelligenz, die Russen haben Kraft und Bildungsfähigkeit. Wohl werden die ersten Generationen,

welche aus dieser Mischung entstehen werden, noch nicht recht taugen. Das Schlechte, das dem Judentum anhaftet, kann hier noch nicht ausgerottet sein. Allein die jüdische Intelligenz, verbunden mit der russischen Kraft und Bildungsfähigkeit, wird siegen über alle jüdischen Unarten, die den Nachkommen dieser Mischlinge noch im Blute stecken würden — und die späteren russisch-jüdischen Generationen werden jenes Volk bilden, welches die Welt zu beherrschen bestimmt ist . . ."

Dieser Widerspruch zeigt am besten, auf welchen Füfsen die Anschauungen Pobedonoszews stehen oder richtiger — schwanken.

Ist Pobedonoszew wirklich von der Schlechtigkeit des Judentums oder von seiner Intelligenz überzeugt — vorläufig trachtet er, mit allen Mitteln die völlige Vernichtung der jüdischen Rasse in Rufsland herbeizuführen.

*

Pobedonoszews Bedeutung verrät sich nicht im geringsten in seiner äufseren Erscheinung.

Einen Bismarck erkennt man unter Tausenden, wohl selbst, wenn man sein Bild nie gesehen haben sollte, als einen weltbewegenden Geist schon an seinem Äufsern, an seinen Augen, seiner Stirn, jedem Zug dieses mächtigen Gesichtes. Aber Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew, der Nebenzar von Rufsland, der gern den Bismarck in der inneren Verwaltung Rufslands spielen möchte, der im Zarenreich einen Kultur-

kampf ohnegleichen entfesselt hat, Pohedonoszew, ein magerer alter Herr mit einer spitzen Nase, mit von Brillengläsern geschützten Augen, mit einer feinen, von spärlichen grauen Haaren eingefafsten Stirn, mit klugem, glattrasiertem Gesicht, — wird von jedem eher für einen friedsamen Gelehrten, als für Rufslands allmächtigsten streitharsten Minister gehalten werden.

Im buchstählichen Sinne leht Konstantin Petrowitsch ausschliefslich seinem Amt als Oberprokureur des Heiligen Synods, was er seit 1881 ist. Seine Stellung ist nicht blofs eine kirchliche, wie häufig angenommen wird, sondern die eines selbständigen Ministers, etwa eines „Kultusministers für die Staatskirche", wie Samson-Himmelstjerna treffend umschreibt.

Als Vertreter des Kaisers mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, ist der Oberprokureur des Heiligen Synods das einzige weltliche Mitglied dieser aus den Metropoliten von Nowgorod-Petersburg, von Moskau-Kolomna und von Kijew und aus neun zeitweise berufenen Bischöfen und Obergeistlichen hestehenden höchsten Kirchenhehörde des Reiches. Kein Beschlufs derselben tritt ohne vorgangige Zustimmung des Oberprokureurs in Kraft, der in wichtigen Fällen die Entscheidung des Kaisers einholt und unmittelhar an denselben berichtet. Unter seiner Aufsicht und Leitung stehen die kirchlichen Lehranstalten, Akademieen und Seminarien, direkt von ihm ressortieren die Kanzleien der Eparochialkonsistorien, er ist Mitglied des Ministerkomitees und des Reichsrates, er steht den Ministern im Range gleich und mufs in jeder das Interesse der

Staatskirche mittelbar oder unmittelbar berührenden Angelegenheit vorher angehört werden.

Peter der Grofse war es, welcher nach Vernichtung der bis dahin bestandenen Patriarchenwürde dieses Amt schuf, das seit damals zu den bedeutendsten des Reiches gehörte, seine Blütezeit aber erst unter dem Günstling Alexanders III. erreichte. Als einstiger Lehrer des Zaren besitzt Pobedonoszew dessen ganzes Vertrauen, das er dazu mifsbraucht, um sein Vaterland völlig von der westlichen Kultur zu entfernen und in die halbasiatische Barbarei zurückzuschleudern. Dabei dient ihm seine hohe Bildung nur als Mittel im Kampfe gegen die Bildung. Mit kaltem Gleichmut verdreht er die Thatsachen, mit blendender Sophistik verwirrt er die unverständigen Massen, die sklavische Presse, den gläubigen Herrscher.

Pobedonoszews Name wird mit dem Niedergang der Zivilisation in Rufsland, mit dem Schwinden des letzten Restes von Menschlichkeit, welcher aus der Ära Alexanders II. noch heute existiert, ewig verknüpft sein. Sein Werk sind die Verfolgungen der Katholiken und der Unierten in Polen, Kleinrufsland und Litauen; sein Werk ist die Aufhebung der Ordre vom Jahre 1864, durch welche Alexander II. die Konfession der in den baltischen Ländern aus gemischten Ehen Entsprossenen freigegeben hatte; sein Werk ist die unerhörte Bedrückung der Juden und Protestanten; sein Werk ist die mörderische Verfolgung von Millionen Sektierern, die grofsenteils allerdings mystische Fanatiker, teilweise aber doch auch harmlose Schwärmer

sind, wobei die letzteren mehr zu leiden haben, als die ersteren; sein Werk ist der moralische und materielle Ruin, welcher Hunderttausende und Aberhunderttausende im heiligen Rufsland hedroht, solange sein Auge offen bleibt.

Dahei ist er so ehrlich, so gut, so fromm. Dabei führt er immer Gott und die Barmherzigkeit im Mund. Dabei ist er oft Einsiedler in heiligen Klöstern, um frommen Übungen und tiefsinniger Andacht sich widmen zu können.

So ist Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew, Oberprokureur des heiligen Synods, Minister im Lande der Willkür, der russische Torquemada.

Der Kampf gegen die Sekten.

Noch bebt im Herzen der gebildeten Welt das Wehgefühl, welches Kennans fürchterliche Schilderung des sibirischen Verbanntenelends hervorgerufen; noch sind die Jammerrufe von Millionen Katholiken, Protestanten und Juden ob des über sie gewälzten Elends nicht verhallt, da vernehmen wir wieder Klagen von Millionen schwergemarterter orthodoxer Sektierer.

Einst sprach Alexander der Erste der Gesegnete: „Die Vernunft und die Erfahrung haben längst bewiesen, dafs die geistigen Irrtümer eines Volkes, in denen sie durch Wortstreit und angeordnete Ermahnungen nur noch tiefer hineingeraten, allein durch Aufserachtlassen, gutes Beispiel und Duldsamkeit geheilt und beseitigt werden können. Geziemt es einer Regierung, diese verirrten Kinder durch Heftigkeit und Grausamkeit in den Schofs der Kirche zurückzuführen?“

Und die Ketzergemeinden wurden geduldet, und der Kaiser selbst besuchte oft ihre Niederlassungen

und erlaubte sogar, dafs eine Genossenschaft im Palaste Michael ihre Versammlungen abhielt, bei welchen Knjäs Galitzyn, der damalige Oberprokureur des Heiligen Synods, als ständiger Gast zu treffen war.

Doch heute ist es anders, und Iwan Aksakows bitteres Wort: „Polizei und Gendarmerie müssen die Wächter russischer Seelenrettung sein," steht in voller Geltung. Und jeder Tag bringt Nachricht von schwerem Leid, welches der heutige Oberprokureur des Heiligen Synods, Konstantin Petrowitsch Pobjedonoszew, der Neben-Zar von Rufsland, der Gendarm der russischen Kirche, im Interesse der russischen Seelenrettung über Andersgläubige und Andersdenkende verhängt.

Wohl ist nicht zu leugnen, dafs die russischen Sekten ganz eigentümlicher Art sind und nicht immer mit milden Augen angesehen werden dürfen. Es giebt darunter viele, die selbst auf grausamste Weise zu vernichten ein wohlthätiges Werk wäre. Das aber ist es ja, dafs gerade die besseren und harmloseren Dissidenten, wie die Stundisten, Malakanen und Duchoborzen, wütend verfolgt werden, während die schädlichen, wie die fanatischen Selbstverbrenner und Selbstverstümmler, ein ziemlich freies Dasein führen dürfen. Dies psychologische Rätsel zeigt sich in allen Handlungen der heutigen Regierung des Zarenreichs: das Schlechte wird gehegt und gepflegt, das Gute mit Stumpf und Stiel ausgerodet; die panslawistischen Nihilisten läfst man gedeihen, die Balten, welche durch Jahrhunderte ihre dynastische Treue bewiesen haben, unterdrückt und verbittert man . . .

Man hat schon oft versucht, die russischen Sektierer ausführlich zu schildern; sowohl Russen als Ausländer bemächtigten sich des interessanten Gegenstandes für kürzere und längere Abhandlungen, flüchtige und ernstere Studien. Trotzdem ist die Kenntnis der zahllosen religiösen Mystiker und Fanatiker, welche im Zarenreich existieren, noch äufserst mangelhaft. Indessen kann es nicht meine Aufgabe sein, an dieser Stelle etwas Erschöpfendes zu bieten. Nur in grofsen Zügen möchte ich das Bild dieser einzig seltsamen Zustände zeichnen und dabei des Kampfes gedenken, welchen die Regierung, der Staat, von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart, gegen die „Ketzer" geführt. Zu statten kommen mir dabei viele persönliche Beobachtungen, die ich auf einer weiten Reise quer durch das Zarenreich, entlang der Wolga, im Kaukasus und an der Küste des Pontus Euxinus gemacht, wo ja die wichtigsten der Sektierer ihre Wohnsitze haben. Doch wurde auch die ganze vorhandene Litteratur zu Rate gezogen und fleifsig benutzt, sodafs ich glaube, selbst in diesem kurzen Abrifs denjenigen, welche sich über die russischen Sekten orientieren wollen, eine genügende Kenntnis vermittelt zu haben. Für jene, die dem Gegenstand weitere Aufmerksamkeit und eingehenderes Studium widmen wollen, nenne ich als die hauptsächlichsten Schriften über die russischen Sektierer diejenigen der Russen Schtschapow, Liprandi, Libanow, Jusow-Kahlitz, Golubinsky, Makary und Pawel Iwanowitsch Melnikow, welcher letztere das Leben und Treiben der Sektierer unter dem Pseudonym Andrej Petschersky

auch in mehreren Novellen und Romanen vortrefflich geschildert hat. Eine interessante Geschichte der russischen Kirche des Erzbischofs Philaret von Tschernigow, welche viel Wichtiges enthält, wurde von Blumenthal ins Deutsche übersetzt. Von Ausländern nenne ich vor allem den Engländer Mackenzie Wallace und den Franzosen Leroy Beaulieu, welche die zwei besten Werke über Rufsland verfafst haben. Wertvoll sind Haxthausens Studien über die inneren Zustände Rufslands und Julius Eckardts Skizze in den Baltischen und Russischen Charakterbildern. Lengenfeldt hat in seinem Werke über Rufsland im 19. Jahrhundert wenig Besonderes mitgeteilt, mehr brachten Friedrich Meyer von Waldeck und Folticineano. Eine kurze gute zusammenfassende Darstellung lieferte Nikolaus von Gerbel-Embach 1883 im 52. Heft der Zeitfragen des christlichen Volkslebens, welcher Abhandlung eine kurze Skizze desselben Verfassers in „Unsere Zeit“ voranging. Zahlreiche Artikel erschienen schliefslich über einzelne Episoden oder Zweige in verschiedenen russischen und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften; an die wichtigsten werde ich gelegentlich erinnern.

Die russische Kirche gleicht dem russischen Nationalstrom, der Wolga. Wie diese der mächtigste Flufs des Zarenreiches, ist die russische Kirche die am meisten verbreitete Gemeinschaft in diesem Reiche. Aber wie die Wolga sich zum Schlusse in zahllose Arme und Ärmchen zerteilt, die nur zum kleineren

Teil befruchtend und nützlich sind, zum gröfseren öde Sümpfe und trostlose Sandinseln bilden, so sind auch die Abzweigungen der russischen Kirche zumeist schädlich für das Gedeihen des Ganzen.

Den russischen Mutterglauben hat ein aufgeklärter Russe selbst einmal als ein Gemisch von Heidentum, mifsverstandenem Christentum und sehr viel Zweifelsucht und Aberglauben bezeichnet. Aus einer solchen Kirche entspringende Sekten sind daher leicht ein noch schlimmeres Gemengsel.

Die griechische Religion ist äufserlich, ist ein sehr verwickeltes System von Ceremonieen, mit wenig innerm Gehalt. Der dogmatische Teil, der bei Katholiken und Protestanten eine hervorragende Rolle spielt, blieb bei den Russen dürftig, während der Gottesdienst immer schöner und schöner gestaltet wurde. Der heilige Geist geht vom Vater aus, nicht aber auch von dem Sohne — das ist der Hauptlehrsatz. Aufser diesem Lehrsatz darf man annehmen und glauben, was man will, und ist doch, vorausgesetzt, dafs man alle Verhengungen vor den Heiligenbildern und alle Bekreuzigungen genau mitmacht, ein guter rechtgläubiger Christ. Darum kann man zu diesem Glauben beinahe ohne Gewissensbisse übertreten; seine innere Überzeugung ändert man kaum, man unterzieht sich blofs andern Ceremonieen.

So konnte es, ich glaube vor 50 Jahren, geschehen, dafs lettische Bauern, die man scharenweise zur russischen Kirche herübergelockt hatte, auch nach der „wahren rechtgläubigen" Taufe zu ihren alten

evangelischen Pastoren gingen, um in gewohnter Weise das Abendmahl zu empfangen — so wenig begriffen sie den Religionswechsel. Um so besser aber können wir begreifen, dafs diese Religion ein guter Boden für die sonderbarsten Sekten ist, die oft um eines einzigen Buchstaben willen entstanden.

Im Jahre 988 wurde durch Wladimir den Apostelgleichen das Christentum in Rufsland eingeführt. Ein Jahrhundert war noch nicht seitdem verflossen, da gab es schon Sekten.

Besonders arg wurde die Ruhe der Kirche zuerst während der auch politisch sehr bewegten Regierung des Grofsfürsten Andrej Jurjewitsch, mit dem Beinamen des Bogoljubowsky oder Gottesfürchtigen, erschüttert. Damals, 1170—1174, verbreitete der wegen seiner Habsucht und Erpressungen gehafste Bischof Leon von Rostow eine Lehre: dafs es eine Sünde wäre, an Weihnachten und am Feste der heiligen drei Könige, wenn diese beiden Feste auf einen Mittwoch oder Freitag fielen, Fleischspeisen zu essen. Diese Lehre brachte die Gemüter in Brand, man stritt mit wilder Erbitterung für und wider und erklärte sich gegenseitig als Ketzer. Wie lange der Kampf dauerte, wissen wir nicht; viele Männer von Ansehen und Bedeutung, wie der Bischof Anton von Tschernigow und der Metropolit von Kijew, traten zur neuen „Lehre“ über.

Einen ernsteren Grund hatte die sogenannte „jüdische Ketzerei“, die Shidowskaja jeresj, welche um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sich aus-

zuhreiten begann. Diese Lehre verwarf die Lehre von der heiligen Dreifaltigkeit, die Verehrung der Heiligen und der Heiligenbilder. Sie trat, nach den Berichten der russischen Geschichtsschreiber Karamsin, Howaysky und Ssolowjew, zuerst in Nowgorod an den Tag und soll einen, wahrscheinlich zum griechischen Glauben übergetretenen Kijewer Juden Zachary zum Gründer gehabt haben. Aus Nowgorod drang die Lehre durch Vermittlung einiger Geistlichen, welche sich ihr anschlossen, nach Moskau, wo zu ihren geheimen Anhängern Sossim, der Archimandrit des Simon-Klosters, gehörte, welcher beim damaligen Grofsfürsten von Moskau Iwan III. in besonderer Gunst und Gnade stand und die Würde eines Metropoliten bekleidete. Auch Helena, die Schwiegertochter des Grofsfürsten, und des letzteren Liebling, der Djak oder Sekretär Fedor Kurizyjin, schwärmten für die jüdische Ketzerei. Der Erzbischof Gennadius von Nowgorod war der erste, welcher ihr entgegenwirkte, die Verfolgung ihrer Anhänger einleitete und die Verbrennung derselben verlangte; er berief sich dabei auf „Erzählungen des deutschen Gesandten", wonach „der spanische König Ferdinand der Katholische seine Länder durch Auto da fé von Ketzern reinigt." Seine Bemühungen unterstützte der energische Joseph Saanin, der Gründer des Wolokolamschen Klosters, der aber durch mildere Mittel, durch die Macht des Wortes, die Ketzer zu bekehren suchte und eine Menge Reden verfafste, die unter dem Titel „Profswjetitel" (der Aufklärer), in der russischen Kirchen-

litteratur erhalten sind. Aber die Stütze, welche die jüdische Ketzerei am Hofe, besonders an der Schwiegertochter des Großfürsten fand, war so bedeutend, daß sie nicht leicht zu besiegen war. Erst 1504 entschloß sich Iwan III. zur Berufung eines Duchowny Ssobor, eines geistlichen Konziliums. Dem Ausspruche desselben zufolge wurde dann schwere Strafe befohlen, einige der Ketzerei Überführte verbrannte man in Käfigen auf öffentlichen Plätzen, anderen schnitt man die Zungen aus; solche, die bloß verdächtig waren, warf man nur in Kerker oder sperrte sie für Lebenszeit in Kloster, wo sie strengen frommen Lebenswandel führen mußten . . .

Die Lust zur Sonderbündelei in religiösen Dingen konnte trotzdem nicht mehr erstickt werden. So fanden im sechzehnten Jahrhundert die Irrlehren des Matwej Baschkin und des Feodosius Kossoy viele Anhänger; beide verwarfen die Kirchendogmen von Jesus Christus.

*

Und es ward immer ärger.

Die geringste Meinungsverschiedenheit, die kleinste abweichende Wendung in den Gebeten führten eine Kirchenspaltung herbei. Es fanden sich nämlich schon in den ältesten Zeiten kleine abweichende Lesarten in den Ritualbüchern, und jeder Russe hielt die Lesart seines Ritualbuches für die allein richtige. Das Ritualbuch enthielt für den gemeinen Russen die ganze Religion; es mußte aber, um Gültigkeit zu haben,

glatt, saubor und ohne Korrekturen soin. Wehe dem Schreiberlein, das Fehler machte; nicht nur dafs ihm die glänzende Bezahlung entging, wurde ihm wegen der Verunstaltung des heiligen Textes noch schwere Strafe auferlegt, und keine Arbeit ward ihm mehr anvertraut. Zum Glück konnten die Auftraggeber nur selten lesen; machte also ein Schreiber einen Fehler, so liefs er ihn lieber stehen, als dafs er ihn berichtigte.

So entstanden die zahlreichen verschiedenen Lesarten in den Ritualbüchern und dadurch die zahllosen Streitigkeiten.

Es geschah nach den Berichten des Chronisten von Nowgorod aus dem Jahre 1476 etwas Entsetzliches: In diesem Winter, klagt nämlich der Chronist, hahen einige Philosophen angefangen zu singen: „O Herr, erharme dich unser!“ während es sonst blofs: „Herr, erharme dich unser!“ heifst.

Diesem Greuel konnte nicht gesteuert werden, und es entstanden die heftigsten Kämpfe über die Berechtigung des O, bis die, so zu dem O standen, sich von der Mutterkirche trennten und eine Sekte bildeten.

Zar Wassily Iwanowitsch, ein energischer und kluger Fürst, wollte das Übel durch Vergleichung der verschiedenen Handschriften und Feststellnng des authentischen Textes aus der Welt schaffen.

Er herief einen gelehrten Mönch vom Berge Athos, Maxim den Griechen, dessen Lehen am hesten von Kostomarow in seinen russischen „Biographieen“ geschildert worden ist. Dieser Mönch war 19 Jahre

lang als Verbesserer der Ritualbücher thätig. Seine Arbeit aber reizte blofs die unwissende Geistlichkeit; man begann gegen ihn zu wühlen und Ränke zu schmieden, und so wie auch heutzutage jeglicher, der im heiligen Rufsland gegen den Schlendrian ankämpfte, rettungslos von den Stützen desselben erdrückt würde, so mufste endlich der tapfere Athosmönch den Feinden das Feld räumen. Er wurde als „Ketzer und Verderber der Kirchentexte" angeklagt und eingekerkert und dreifsig Jahre lang in Haft gehalten; und auch dann noch hätten seine Gegner ihm die Freiheit nicht wiedergegeben, wenn ihn der Tod nicht erlöst hätte.

Dies grausame Exempel wirkte einige Zeit. Das Konzil, welches Iwan der Schreckliche 1551 berief, ging unverrichteter Sache auseinander. Nicht viel mehr Erfolg hatte der Versuch des Zaren, durch Drucklegung der Kirchenbücher weiteren Irrtümern vorzubeugen. Abgesehen davon, dafs die fehlerhaften Texte nicht nur nicht verbessert, sondern noch mit neuen Fehlern vermehrt wurden, wagte kein Rechtgläubiger, die durch die teuflische Kunst erzeugten Bücher in die Hand zu nehmen.

Der erste Romanow liefs daher 1617 durch den Archimandriten Dionissy die Texte aufs neue prüfen. Da erhob sich aber ein solcher Sturm, dafs Dionissy bald auf offener Strafse gesteinigt worden wäre. Selbst der Zar vermochte nicht, seinen Archimandriten zu schützen. Dionissy wurde eingekerkert und wäre gewifs einem grausamen Tode verfallen, wenn nicht der Patriarch von Jerusalem sich seiner angenommen hätte.

Hierauf beschlofs der Patriarch Nikon, den Kampf gegen die Dummheit aufzunehmen. Nikon war der gewaltigste aller russischen Kirchenfürsten, über dessen Leben eine ganze oft märchenhafte Litteratur existiert, aus welcher die ernsthaften Arbeiten des Metropoliten Makarius von Moskau, Alexis Ssuworins Skizze in dem Buche über hervorragende russische Männer, Schuscherins ältere Schrift, welche auch 1788 in deutscher Sprache in Riga erschien, sowie die kulturhistorisch interessanten Novellen und ein Roman von D. L. Mordowzew hervorzuheben sind.

Nikon war unstreitig ein wahrhaft genialer Kopf, wie die Kirchengeschichte Rufslands nur wenige kennt. Er beschlofs, die lange vergebens versuchte Verbesserung der Kirchenbücher um jeden Preis durchzusetzen. Und es gelang ihm, allen Anfeindungen, allen Wühlereien zum Trotz. 1654 wurde ein Konzil nach Moskau berufen — damals herrschte Alexej Michailowitsch —, die ältesten Handschriften wurden aus Byzanz und vom Berge Athos dorthin gebracht und mit den russischen verglichen. Aber die Feinde wühlten gegen Nikon, und endlich gelang es ihnen, auch ihn, den gröfsten Geistlichen, den Rufsland je besessen, beim Zaren zu stürzen. Nikon ward 1666 zum einfachen Mönch degradiert und zu ewiger Gefangenschaft verurteilt und als — Antichrist ausgeschrieen. In der Bibel steht, sagten des Patriarchen Feinde, dafs 666 die Zahl des Antichrist sei. 1666 wurde Nikon gestürzt, mithin ist er ein Antichrist . . . Aber Nikons Gegner triumphierten zu früh. Schon ein Jahr nach

des Patriarchen Fall, am 13. Mai 1667, wurden in einem neuen Konzil Nikons Verbesserungen von der Staatskirche angenommen, alle Andersdenkenden aber verflucht und Raskolniki, Kirchenspalter, benannt. So hatte Nikon gesiegt, allerdings um schweren Preis; er hatte seinem Werk sein Leben geopfert, denn ob auch seine Meinungen angenommen, seine Verbesserungen durchgeführt wurden, liefs man ihn doch zur Beschwichtigung des Volkes im Kerker . . . Die Pforten desselben sprangen erst auf, als ein neuer Zar den Thron von Moskau bestieg; aber man fand den grofsen Mann als Sterbenden . . .

Seit damals gewannen die Sektierer in Rufsland die ungeheure Bedeutung, welche ihnen dort eigentümlich ist. Zwar versuchte man sie auf alle mögliche Weise zu vernichten, die Hauptdissidenten, wie Nikons Gegner Awakum und Nikita Pustoswjät („Nikita der Lügenheilige"), der in Verbindung mit dem Fürsten Chowansky wenige Jahre später die Strjelitzen gegen den jungen Zaren Peter aufwiegelte, wurden schwer verfolgt und mit dem Tode bedroht. Aber die alte Erfahrung bestätigte sich: das winkende Martyrium befeuerte jung und alt, Männer und Weiber, in die Reihen der Dissidenten zu treten.

Die Regierung sandte Truppen und Schergen in die Ortschaften, wo sich die Sektierer zu ganzen Gemeinden organisiert hatten. Vernahm man im Dorfe von dem Nahen einer solchen Patrouille, so flüchtete „vor den heifshungrigen Wölfen" alles, was flüchten konnte, in die Wälder, in die Steppen, in die Berge;

war Flucht unmöglich, so geschah es gar oft, dafs sich Männer und Frauen in die Häuser und Hütten einschlossen und sich einen freiwilligen Feuertod bereiteten. Nach den Mitteilungen Nilskys in einer russischen Schrift über die Sektierer kamen 1687 im Paleostrowskyschen Kloster 2700 Fanatiker auf diese Weise ums Leben.

Und „das Unkraut Satans" pflanzte sich fort und verbreitete sich durch das ganze Zarenreich und vergiftete die Seele des russischen Volkes.

Und als der grofse Zar Peter seine rücksichtslosen Neuerungen begann, als er mit barbarischer Grausamkeit die barbarischen Sitten seines Reiches zu civilisieren versuchte, — da hatten die religiösen Dunkelmänner leichtes Spiel bei den rohen Massen, und der Zweifel an der Heiligkeit des Bestehenden konnte mächtig um sich greifen, oder andererseits zeitigte der fanatische Hang am Althergebrachten wilde Blüten.

Man klammerte sich an die alten Gebräuche, die der Zar, der Antichrist, zerstören wollte. Denn Peter galt dem russischen Volke gar bald, wie einst der Reformator Nikon, als der Antichrist, der Herr der Hölle. Seine wichtigsten Neuerungen waren Fallstricke des Satans. Der Pafs mit dem kaiserlichen Wappen hiefs das Siegel des Teufels. Der Befehl, den Bart zu rasieren, war ein Versuch, das Ebenbild Gottes zu entstellen, war eine Empörung gegen den Ratschlufs des Herrn, der den Bart doch nicht umsonst hatte wachsen lassen. Peter verlangte, dafs das neue Jahr nicht mit dem 1. September, sondern wie bei allen

europäischen Völkern mit dem 1. Januar beginne. Das war doch gewifs Teufelswerk! Wie wäre es möglich, fragten die einen, am 1. Januar das neue Jahr zu beginnen, da vor Erschaffung des Menschen alles zur Ernte reif gewesen sein mufste; sonst wäre ja der erste Mensch verhungert. Die anderen führten diesen Beweisgrund ins Feld: Am 1. Januar gab es ja keine Äpfel, mit denen Eva den Adam hätte verführen können ... Um sein Volk aber doch seinem Wunsch geneigt zu machen, liefs Peter am 1. Januar 1700 überall im Reiche mythologische Festspiele aufführen, wobei auch Akrobaten und Magiker auftraten. Dies brachte das Volk erst recht zur Verzweiflung. Denn jetzt schien es klar, dafs Peter der leibhaftige Antichrist war; die Festspiele bezweckten nichts anderes, als die Leute zu bethören und dem Satan in die Arme zu führen. Nun kamen die Rechenkünstler und rechneten. In slawonischer Schrift stellt jeder Buchstabe — wie es im Hebräischen auch der Fall ist — zugleich eine Zahl vor. Da fand man, dafs mit kleinen Abänderungen Peter der Erste = 666, die Zahl des Antichrist, ergab. Auch aus dem verhafsten Titel „Imperator", welchen sich Peter statt des bisherigen „Zar" beigelegt, konnte man 666 heraustifteln, wenn man das „m" fortliefs: i = 10, p = 80, e = 5, r = 100, a = 1, t = 300, o = 70, r = 100: zusammen 666. Das „m" bedeutet im Slawonischen 40, und das würde einen grofsen Unterschied gemacht haben. Aber die russischen Weisen wufsten sich zu helfen. Ei, sagten sie, der Antichrist ist nicht so dumm, wie man glaubt, er läfst

sich eben nicht immer mit der Zahl 666 fangen: daher hat er diesmal das m hineingeschmuggelt — aber wir lassen uns auch nicht fangen . . . Und Peter war und blieb der Antichrist. Übrigens wurde das Rechenkunststück mit 666 auf alle späteren sektenfeindlichen Herrscher ebenfalls angewandt; so ergab Katharina Alexejewna, so ergab Nikolai Pawlowitsch der Erste: 666. Dagegen konnte diese böse Zahl weder bei Alexander dem Ersten noch dem Zweiten herausgefunden werden. Zufällig haben Katharina und Nikolai die Sekten verfolgt, die beiden Alexander sie aber geschont; so deckt sich Theorie mit Praxis. Oh es gelungen ist, aus Alexander dem Dritten die 666 herauszuklügeln, weifs ich nicht.

Nach Peters Tod kam über Rufsland eine ziemliche Anarchie, und die Sekten konnten sich bequem über das ganze Reich ausbreiten.

*

Im Jahre 1870 wurde die Zahl der Sektierer offiziell mit zwölfmalhunderttausend — 997 600 im europäischen und 173 400 im asiatischen Rufsland — angegeben. Die Zahl ist viel zu gering, und gute russische Kenner der Zustände schätzen die Zahl der der orthodoxen Kirche heimlich und offen Abtrünnigen auf 12 oder gar 15 Millionen.

Sie sind zum Teil harmloser Natur, zum Teil aber äufserst schädlich. Die Harmlosen sind die, welche mit der Mutterkirche aus religiosen Kleinlichkeiten schmollen.

So geht es eine Sekte, die mit der Mutterkirche in Streit darüber liegt, ob man nach dem dreifachen Gloria zweimal oder dreimal Hallelujah singen mufs. Wer dreimal Hallelujah singt, behauptet, dafs er damit die Dreieinigkeit noch einmal ansinge. Und ein Erzbischof von Nowgorod erklärte schon vor mehreren Jahrhunderten feierlich, dafs diejenigen, welche Hallelujah nach dem dreifachen Gloria nur zweimal singen, blofs zu ihrer eigenen Verdammnis singen. Die Gegner des dreifachen, die Anhänger des zweifachen Hallelujah, aber verhöhnen die verblendeten Dreimal-Hallelujah-Ketzer und sagen: Das dreifache Gloria bezieht sich wohl auf die heilige Dreieinigkeit; das Hallelujah aber darf nur zweimal gerufen werden, denn es bezieht sich blofs auf die doppelte Natur des Heilands, auf seine göttliche und menschliche. Ein Renegat, ein Heide, ein Hundssohn ist also, wer Hallelujah dreimal singt und so die Lehre von den beiden Naturen in Zweifel zieht . . .

Für eine andere Sekte besteht der Streitpunkt darin, dafs die Staatskirche den Namen des Heilands Issus, also nach griechischer Art dreisilbig, ausspricht, während diese Sektierer nur Issus sagen.

Heftige Meinungsverschiedenheiten herrschen ferner darüber: ob man beim Opfergange nach rechts oder links zu gehen habe, ob das griechische Kreuz gültigerweise aus zwei sich senkrecht durchschneidenden Stäben bestehe, oder ob der Hauptstab von dreien durchschnitten werden müsse, um die Inschrift des Pilatus und das Brett unter Christi Füfsen mit anzudeuten.

Eine der wichtigsten Fragen aber ist: Wie bekreuzigt man sich? Die eine Partei wendet sich mit dem Daumen, dem vierten und dem kleinen Finger an die Dreieinigkeit und biegt dabei den Zeigefinger und Mittelfinger, um damit einzeln die doppelte Natur Christi, zusammen den gewölbten Himmel anzudeuten. Die andere Partei aber bekreuzt sich nur mit drei Fingern, biegt nicht die zwei andern und behauptet von der Gegenpartei, deren zwei gebogene Finger liefsen glauben, Gott Vater habe zwei Söhne. Dafür entschädigt sich die erste Partei durch die Hoffnung, Christus werde ihre Gegner schon verdammen, weil sie durch das Nichtbiegen der zwei Finger ihm nicht genug Ehre anthun.

In dem schon früher erwähnten grofsen Konzilium vom Jahre 1551 wurde die erste Form als heilig und richtig festgestellt und die Nichtbefolgung derselben als schwere Ketzerei erklärt und diejenigen, welche sich dem Beschlufs des Konziliums zu widersetzen wagten, wurden mit dem Kirchenbann belegt.

Es ist geradezu unglaublich, was für Sekten es in Rufsland giebt, welche Arten Mystiker und Fanatiker dort ihr trübes oder lächerliches Dasein fristen.

Existieren doch dort Käuze, die sich an Dinge klammern, an welche ein vernunftiges Wesen gar nicht denkt. Da sind die „Nichtbeter und Seufzer", deren ganzer Glaube darin besteht, dafs sie statt zu beten, bei ihrem Gottesdienst — seufzen; sie verachten alle Symbole, verschmähen die sichtbaren Zeichen der Andacht. Charakteristisch sind ihre vier Weltalter. Sie

unterscheiden: den Frühling von der Schöpfung bis Moses, den Sommer von Moses bis Jesus, den Herbst von Jesus bis zum Sturz Nikons, den Winter seit 1666 ...

Während die Seufzenden statt zu heten wenigstens seufzen, thun die Njenaschi (Nichtunsern) und die Moltschaniki (Schweigenden) nicht einmal das. Sie verneinen überhaupt jeden Glauben an Gott, Schöpfung und Unsterblichkeit. Dagegen behauptet eine andere Sekte, die der Shiwije Pokoyniki (Lebend-Verstorbenen), dafs der siebente Schöpfungstag noch jetzt fortdaure; es sei die Aufgabe der Menschen, den achten bald herbeizuführen; die Lebend-Verstorbenen glauben an ein anderes Leben, erwähnen oft den Namen Christi und preisen sein Martyrium; das Leben auf Erden betrachten sie als eine Strafe, die Geburt eines Kindes als ein Unglück.

Eine Sekte wiederum glaubt, dafs wir in der Zeit des Antichrist leben; auf dem Thron sitzt „Satan Beelzebulowitsch" und deshalb ist die Unterwerfung unter seine Befehle und Gesetze eine unheilige That. Sie weigern deshalb den Gerichten den Gehorsam und suchen sich auf alle mögliche Weise ihren bürgerlichen Pflichten zu entziehen. Im Gegensatz zu diesen, welche im Reiche des Satans zu leben glauben, meint eine andere Gruppe von Sektierern, Christus regiere jetzt die Welt. Aber so wie jene Satan den Gehorsam weigern, so sagen die letztern, da Christus regiere, brauchen sie keinen menschlichen Befehlen zu gehorchen — und sie zahlen keine Steuern, entziehen sich dem Militärdienst, verachten die Gesetze, verspotten die Beamten. Sucht

diese Sekte aus ihrem Kultus praktische Vorteile zu ziehen, wie die Nichtbezahlung der Steuern, so schwebt einer andern Sekte ein helles Ideal vor. Es ist dies die religiöse Genossenschaft der Schaloputen oder „närrischen Käuze“; so nennt sie das Volk, sie selbst heifst sich jedoch „Genossenschaft wahrhaft geistiger Christen“ oder „Bruderschaft des geistigen Lebens“. Ihr Gründer war in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts der Bauer Awakum Kopylow, welchen religiöse Zweifel auf die Wanderung trieben. Aber er fand keine Befriedigung, kehrte heim und konstruierte eine eigene Lehre. Die Schaloputen betrachten Vernunft und Gewissen als die Grundlagen des religiösen Erkennens. Die Bibel hat bei diesen Leuten keine volle Autorität und wird blofs da anerkannt, wo sie die Anschauungen der „geistigen Lebensbrüder“ zu bestätigen scheint. Christus ist ihnen einfach ein gotthegnadeter Mensch, ein Genie; seine Wunder verneinen sie. Den heiligen Geist in religiösem Sinne leugnen sie und sagen, er sei in jedem Menschen, der ihn suche. Sündflut und Weltuntergang deuten sie allegorisch. Sakramente erscheinen ihnen unnütz. Sie haben meist gar keinen Gottesdienst. „Nicht die Balken schaffen die Kirche,“ sagen sie, „sondern im Herzen des Menschen sei sie errichtet!“ Einmal wöchentlich versammeln sie sich zum gemeinsamen Lesen des Evangeliums, wobei sie durch geistliche Lieder die Seele erheben. Sie sind fast durchweg Bauern, in ihrem privaten Leben bescheiden und fleifsig, denn Arbeit gilt ihnen als eines der wichtigsten Gebote

ihres Glaubens. Sie haben auch eine Art Gütergemeinschaft eingeführt, bearbeiten gemeinsam die Felder und teilen den Ertrag; sie helfen bereitwillig den Dürftigen, doch nicht nur ihrer Sekte, — sie helfen allen Leidenden, die sich an sie wenden. In ihrer Häuslichkeit herrscht Friede und Eintracht. Sie schliefsen keine kirchliche Ehe, sondern nur einen freien Bund der Liebe.

Eine seltsame Gruppe bilden die Napoleowtschini; Napoleon I. gilt ihnen als Fleischwerdung Gottes, als wiedergekehrter Christus, der an den Ufern des Baikalsees lebt und von dort aus eines schönen Tages das Zarenreich, das Reich des Satans, zerschmettern wird, um dann die Herrschaft des Friedens und der ewigen Gerechtigkeit aufzurichten. Allerlei Bilder von Napoleon, bald wie er in die Schlacht zieht, bald wie er auf den Wolken schweht, sind unter diesen sonderbaren Schwärmern, die sich selbst „weifse Tauben" nennen, häufig zu finden. Eine ihrer Legenden besagt auch, dafs Napoleon nur deshalb den Zug nach Moskau unternommen habe, um den Zaren zur Aufhebung der Leibeigenschaft zu zwingen; dies habe er jedoch nur für die Ostseeprovinzen durchführen können. 1854 sei Napoleon noch einmal vor Sebastopol erschienen, habe den Antichrist Nikolai Pawlowitsch gezuchtigt, und Alexander der Zweite mufste endlich nachgehen...

Die Sabbathianer oder Ssubotniki, welche ihre Lehre von einem im 15. Jahrhundert aufgetretenen karaitischen Propheten haben, feiern nicht den Sonntag, sondern den Sonnabend. Sie bezeichnen sich als das Volk Gottes, nennen sich auch das Volk Israel, Judäer,

Juden, endlich Fremdlinge in Israel. Sie sind aber durchwegs slawischer Rasse, russischer Nation. Alle ihre Hoffnungen sind an die Erde gefesselt, nicht auf den Himmel gerichtet. Die Männer werden einer Cirkumcision unterzogen. Indem die Sabbathianer sich auf die Beispiele Abrahams, Jakobs, Ismaels und Davids berufen, gestatten sie die Vielweiberei. Jedes Sabbathianerdorf hat seinen Rabbiner. Diese Sektierer beobachten alle jüdischen Fest- und Fasttage und feiern besonders das Passahfest und den Versöhnungstag wie die frömmsten wirklichen Juden.

Im Jahre 1770 trat in den Gouvernements Orel, Tambow und Tula ein gewisser Kondrati Seliwanow als Gott auf. Er gab sich zugleich als Peter der Dritte aus. Das aber brach ihm das Genick. Er wurde gepackt und nach Sibirien verschickt. Paul, der selbst zum religiösen Mystizismus neigte, liefs ihn zurückkehren und vor sich führen. Aber als der unverbesserliche Kondrati den Zaren als „Sohn" titulierte, liefs Paul den „Gott" ins Irrenhaus sperren. Da blieb er bis zu Pauls Tode. Alexander gab ihm die Freiheit und schickte ihn in eine Versorgungsanstalt. Als er hier wieder allerlei Unfug trieb, sperrte man ihn in ein Kloster, wo er 1832, angeblich 112 Jahre alt, starb. Die Zahl seiner Anhänger war nur gering.

Eine Menge Sekten, meist Abzweigungen von schon länger bestehenden, meist aber auch ganz neue, sind in den letzten Jahren entstanden. Unter ihnen befindet sich auch eine, die wahrhaft edle Ziele ver-

folgt. Dies ist die von Paschkow vor 20 Jahren gegründete Gemeinschaft, welcher meist Mitglieder der besten Gesellschaftsklassen angehören, die als Laienprediger unter das Volk gehen, um helfend und aufklärend zu wirken. 1874 erschien in Petersburg der berühmte Laienprediger Lord Radstock; von seinen Reden hingerissen, beschloſs der frühere Gardeoffizier Wassily Alexandrowitsch Paschkow sich mit seinem Gut und Eigen dem Wohle der Menschheit zu widmen, die allumfassende Liebe zu predigen. Er ging mit gutem Beispiel voran, pflegte die Kranken, tröstete die Elenden, die Gefangenen, besuchte die Armen in den Fabrikhäusern, in ihren Hütten, und sein Anhang wuchs und wuchs. An jedem Sonntag Abend versammelte er dann in den Prunkgemächern seines Palastes, wo früher nur übermütige Feste abgehalten wurden, die Leidenden und Bedrückten, um sie zu lehren und zu bilden. Das war der Regierung eines Tages unangenehm; sie fürchtete nihilistische Versammlungen, und 1880 verbot sie plötzlich die „Soireen". Trotzdem blüht noch heute diese Sekte, welcher wohl jeder Mensch ferneres fröhliches Gedeihen wünscht.

Im Gouvernement Astrachan hörte ich bei meiner Reise, daſs dort Anhänger einer Sekte existieren, welche man die Spuckersekte nennen könnte. Einer ist das geistliche Oberhaupt und trägt ein Kreuz auf der Brust. Bei den Versammlungen im Bethaus, zu welchen die Frauen in weiſsen Kleidern erscheinen müssen, treten die Sektierer mit gekreuzten Armen vor ihren Geistlichen hin und lassen sich von ihm segnen.

Dann setzen sich alle um einen Tisch, auf welchem für jeden eine Tasse Thee mit einem Imbifs steht. Der Geistliche geht um den Tisch, spuckt mit seinem heiligen Spuck in jede Tasse und der Trank ist geheiligt und kann genossen werden. Nach dieser schönen Speisung stehen die lieben Leute heseligt auf und stimmen fromme Hymnen an.

Sehr viel Verbreitung, unter den Landleuten insbesondere, findet die erst vor wenigen Monaten entstandene oder wenigstens bekannt gewordene Sekte der Selesnowzen, welche man schon heute auf etwa 12000 Kopfe schätzt. Ihre Bekenner hefinden sich hauptsächlich im Gouvernement Smolensk, namentlich in den Dörfern Tschalsk und Semjonowsk. Die Selesnowzen helfen einander mit guten Ratschlägen, mit Brot und, wenn sie's haben, auch mit Geld. Die in Rufsland jetzt herrschende Not wird wohl die Urheberin dieser Sekte sein. Einmal in der Woche versammeln sich die Selesnowzen, Männer und Frauen, in dem Hause eines ihrer Genossen — besondere Bethäuser hahen sie nicht — und disputieren über die beste Art, nach Gottes Gebot und zu seinem Wohlgefallen zu leben. Specielle Prediger haben sie nicht; jedermann aus ihrer Mitte, ob Mann oh Frau, darf predigen. Sie leugnen jede „Sichtbarkeit" in religiösen Dingen, verwerfen die Heiligen und Heiligenhilder, sind aher keineswegs fanatisch gegen die Bekenner anderer Lehren, an Feiertagen dürfen sogar die Popen kommen. Umgekehrt werden daher auch die Selesnowzen vorläufig weder von der Regierung noch von

der Geistlichkeit verfolgt und genieſsen bei der übrigen, nicht sektierenden Bevölkerung allgemeine Achtung. Die Anschauungen der Selesnowzen lassen sie den Fortschritt in allen Dingen als erwünscht erkennen, sie sind alle des Lesens und Schreibens kundig, studieren das Evangelium und fleiſsig auch die von Leon Tolstei unter dem Titel Possrednik, der Vermittler, herausgegebenen aufklärenden Volksschriften. Ja, einige russische Schriftsteller, welche mit den Selesnowzen in Berührung kamen, behaupten, zu ihrem gröſsten Erstaunen unter diesen Bauernsektierern Leute gefunden zu haben, welche die Werke von Buckle, Spencer und Mill besser kannten als mancher gebildete Europäer und daſs sie philosophische und kulturgeschichtliche Gespräche mit Geist und Verstand führten. Mit ihrem Streben nach Bildung geht ihr Wunsch Hand in Hand, ihre wirtschaftliche Lage zu bessern, und während die Bauern der Umgegend die Erde noch mit Hakenpflügen bearbeiten, scheuten sie sich nicht, des Widerstandes der konservativen Landbevölkerung trotzend, englische Pflüge einzuführen und Versuche zu machen, das ganze Agrikultursystem zu reorganisieren.

Zu den jüngsten Sekten gehören die durch Anregung des Dichters Tolstoi entstandenen. Seit 1880 trat ein Bauer Basil Sutajew auf, der eine groſsartige Organisation der christlichen Liebesthätigkeit in socialistischem Sinne anstrebte. Sein Vorgehen ward von dem Dichter sympathisch begrüſst, und mit Begeisterung sprang der gräfliche Bauer vom Pegasus in

das mystische Reich religiöser Sektiererei. Wie weit er es da gebracht hat, ist bekannt. Teilweise hätten wir auch schon die Entstehung der Selesnowzensekte auf seine moralischen Lehren zurückführen können. Während die Selesnowzen meist Bauern sind, hat sich nun nach den Grundsätzen der „Kreutzersonate" die Perchowtzensekte gebildet, deren Begründer nach den Mitteilungen eines Mitarbeiters des Standard ein begüterter Edelmann und deren Anhänger hauptsächlich Leute von höherer Bildung sind. Die Perchowtzen arbeiten auf ihren eigenen Gütern wie gewöhnliche Bauern und tragen Bauernkleidung. Wenn sie auf ihren Gütern nicht genug Arbeit finden, verdingen sie sich als Arbeiter an andere Orte, wo sie ihrer Lehre neue Anhänger zuzuführen trachten. Sie behaupten, die gegenwärtige menschliche Gesellschaft sei so unheilbar verderbt, dafs es das Beste sei, sie sterbe aus. Sie verabscheuen daher die Ehe. Nach vollendetem Tagewerk beschäftigen sie sich mit der Auslegung des Evangeliums in Tolstois Sinne.

*

Mackenzie Wallace teilt die Sekten ein: in solche, welche die heilige Schrift als Basis ihres Glaubens annehmen, aber die darin enthaltenen Lehren durch gelegentliche Inspiration oder innere Erleuchtung ihrer leitenden Mitglieder auslegen und vervollständigen; zweitens in solche, welche die heilige Schrift wenig oder gar nicht beachten und ihre Lehre aus der vermeintlichen Inspiration ihrer Lehrer entnehmen;

drittens in Sekten, welche an die Wiedermenschwerdung Christi glauben, und viertens in Sekten, welche Religion mit nervöser Erregung verwechseln und mehr oder weniger erotischer Natur sind.

Andere teilen die russischen Sektierer in priesterliche und priesterlose.

Die Priesterlichen erkennen die staatskirchliche Priesterweihe als solche an und wählen ihre Geistlichen aus der Zahl der von orthodoxen Bischöfen geweihten, sobald diese zu ihnen übertreten und nach ihren Ritualbüchern zu amtieren sich verpflichten. Zu den „Priesterlichen" oder Popowzy gehören die Anhänger des Mönchs Hioh, der 1667 im Lande der donischen Kosaken auftauchte, die Anhänger des Jepifany, die Diakoniten, die Peremasanzy oder Neu-Salbenden und die Genossenschaftler von Tschernohol; die letzteren glauben an das Ende der Welt, bekämpfen das Paſswesen, verweigern den Eid und verehren wie die Katholiken das Kreuz nur mit dem Gekreuzigten, als Kruzifix.

Zahlreicher sind die priesterlosen Sekten. Deren Anhänger beichten ihren Ältesten oder auch den Bahas, den alten Weibern, welche Vergebung zu verleihen imstande sind. Statt des Abendmahls genieſsen manche Rosinen, die von reinen Jungfrauen verteilt werden. Einige Sektierer, die Gähnenden, halten Gründonnerstag den Mund auf, damit Engel sie unsichtbar laben; andere trinken Menschenblut. Schlieſslich giebt es auch solche — ihre Zahl ist groſs — die gar kein Abendmahl verlangen, keine Buſse thun und auch

keine kirchliche Ehe anerkennen, sondern einen blofsen Vertrag zwischen Mann und Weib. Diese Sekten sind zumeist schon Ausgeburten menschlichen Wahnsinns, wie die Ssoshigateli oder Selbstverbrenner; ein Häuptling derselben, Domitian, verbrannte sich einmal mit seiner ganzen Gemeinde von 1700 Personen; eine ähnliche Schauderthat beging ein anderer Häuptling, Schaposhnikow, Gott zu Ehren, vor nicht langer Zeit in der Nähe von Tobolsk. Gleiche Ziele verfolgen die Pomorzy (die am Meere wohnenden) und die Kapitonen. Die verbreitetste unter den priesterlosen Sekten ist die der Theodosianer, die alle Sakramente verwerfen und die Staatsgesetze nur bedingungsweise anerkennen. Von Andersgläubigen bereitete Speisen genieſsen sie nicht. Im allgemeinen von guten Sitten, ehrlich und fleifsig, sind sie nur in betreff der Ehe sehr freigesinnt.

Waren die im vorigen Kapitel geschilderten Sekten teilweise harmloser Natur, teilweise sogar von edlen Anschauungen geleitet, so haben wir nun die fanatischen und gefährlichen zu betrachten, welche unter dem Deckmantel religiöser Besonderheiten sinnlichen Lastern und Verbrechen frönen. Das sind die hirnverwirrten Anhänger der Sekten der Stranniki, Chlysty, Skopzen, Skakuny und wie die Namen noch alle lauten mögen.

Einigermafsen bekannt sind im Auslande die Skopzen oder Verschnittenen, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts zuerst aufgetaucht sein sollen. Sie glauben, dafs Selbstverstümmelung sowohl den Männern

als den Frauen das Himmelreich eröffne. Sie gelten als sehr reich und konnten trotz aller Verfolgungen nicht ausgerottet werden. Ihre Andachtsübungen bestehen in wilden Tänzen, auch haben sie eine Art Hierarchie.

Der erste Prophet der Stranniki oder Wanderer, die man auch Läufer, Flüchtlinge oder Tänzer nennt, war ein Deserteur Jefim, der, nachdem er von verschiedenen religiösen Genossenschaften ausgestoßen worden, selbst eine gründete. Die Stranniki behaupten, in ewiger Flucht vor dem Antichrist zu sein, brechen jede Beziehung zu Staat und Kirche ab, vernichten ihre Personaldokumente und führen in Wäldern und abgelegenen Gegenden ein zuchtloses Leben. Zu ihnen gehören Laienbruder, die in den Städten als scheinbar fromme, rechtgläubige Christen leben, aber nur, um die Behörden zu täuschen und ihren Genossen desto leichter Unterkunft geben zu können.

Einen entsetzlichen erotischen Kultus treiben die Chlysty und Skakuny.

Den Skakuny wurde 1867 der Prozeß gemacht, weil sie Kinder mordeten. Aber vertilgt sind sie trotzdem nicht.

Wahnsinnige Zustände herrschen bei den Chlysty. Sie bezeichnen sich als „Leute Gottes“ oder als „betende Brüder und Schwestern“ und nennen ihre Genossenschaft „Christowschtschino, Christusbund“. Das Volk aber änderte dieses Wort in „Chlystowschtschino, Geislerbund.“

Der oberste Würdenträger der Chlysty heißt Christus, die oberste Würdenträgerin Mutter Gottes

oder auch Grofsfürstin, die Genossenschaft im allgemeinen „das Schiff".

Ihren religiösen Hauptzweck bilden Offenbarungen, die sie in erregtem Zustande vom Himmel zu empfangen glauben. Nach Eröffnung ihrer Versammlung, die sie in Scheunen oder Schluchten oder sonst verborgenen Stellen abhalten, wird aus dem Evangelium vorgelesen und gesungen. Dann giebt der Älteste ein Zeichen, Männer und Frauen werfen ihre Kleider von sich nnd behalten nur ein weites weifses Hemd auf dem Leibe. Und plötzlich beginnen sie sich im Kreise zu drehen, die Lichter verlöschen, im Dunkel hüpfen sie wild durcheinander, jeder sucht ein Weib zu erfassen, und die gräfslichsten Scenen spielen sich ab.

Dafs solcher sinnliche Wahnsinn unter religiösem Mantel auch anderswo Platz greifen konnte, ersah ich einmal zufällig aus einer Stelle in dem Buche des Reisenden Jonas Hanway, welcher eine verblüffend ähnliche mohammedanische Sekte schildert: „Zu Sahrie" — sagt er — „giebt es ein gewisses Volk, das Moum Seundurain oder Lichtauslöscher genannt wird. Diese sind das Gegenteil von den römischen Matronen, die den geheimen Gottesdienst der Bona Dea verwalteten, welchen es für die gröfste Unheiligkeit angesehen wurde, Mannespersonen in ihrer Gegenwart zuzulassen. Zu den Gebräuchen der Moum Seundurain sind beide Geschlechter notwendig. Diese versammeln sich, essen und trinken tapfer und löschen unter tiefem Stillschweigen und mit gröfster Feierlichkeit ihre Lichter aus, verwechseln ihre Stellen durch-

einander und werfen alle Vorzüge vernünftiger Kreaturen beiseite. Obgleich die mohammedanische Religion vor allen anderen Religionen den Venusdienst nachsieht: so ist doch diese Sekte mehr als einmal verfolgt worden, und wird von den Mohammedanern gar sehr verabscheut" . . .

*

Was ich eingangs gesagt, dafs die russische Regierung die schlimmen Elemente in Ruhe läfst, die besseren aber verfolgt, bezieht sich im letzten Teil hauptsächlich auf die drei nun zum Schlufs zu schildernden Sekten der Duchoborzen, Malakanen und Stundisten.

Die Duchoborzen hat man die Quäker der griechischen Kirche genannt; denn gleich den Quäkern glauben sie an eine unmittelbare Einwirkung des heiligen Geistes. Sie besitzen eigentümliche Vorstellungen von den Funktionen der Seele, des Verstandes und des Herzens. Schriftliche Denkmäler, in denen diese Vorstellungen ausgedrückt wären, haben sie indessen keine, sondern blofs mündliche Traditionen, wodurch allerdings manche Dogmen verstümmelt worden sind.

Über die Duchoborzen ist schon viel Interessantes geschrieben worden. So ist die Studie des Professors Nowitzki in Kijew sehr belehrend und genau. Kein Reisender, der Südrufsland bereist hat, konnte an diesem Völkchen achtlos vorübergehen; die Deutschen Petzboldt, Karl Koch, Wagner, Erckert, Thielemann

widmeten ihnen kleinere und gröfsere Exkurse in ihren Werken. Als die beste Arbeit über die Duchoborzen erscheint mir die Skizze eines ungenannten Offiziers im elften Bande der Baltischen Monatsschrift, welche auf durchwegs eigenen Beobachtungen und Erlebnissen beruht und für meine Mitteilungen über die Duchoborzen als Hauptquelle benutzt wurde, wobei ich einige kleine persönliche Reminiscenzen beifügte.

Da die Duchoborzen eine der wichtigsten und interessantesten Sekten des Zarenreiches bilden, sei es mir gestattet, bei ihnen etwas länger zu verweilen.

Die Duchohorzen selbst leiten die Entstehung ihrer Sekte von den drei Knaben im feurigen Ofen ab, davon der Prophet Daniel Erwähnung thut. Als den Begründer der Sekte nonnen sie meist einen gewissen Siluan Kolesnikow, der zu Ende des 18. Jahrhunderts im Dorfe Nikolskoje im Jekaterinoslawschen Gouvernement lebte. Andere dagegen datieren den Ursprnng der Duchohorzen, und es scheint nicht mit Unrecht, viel weiter zurück, und lassen Kolesnikow blofs als berühmten Glaubensbelden gelten; denn man glaubt zu wissen, dafs schon in früheren Jahrhunderten in den südlichen Gouvernements, wie Tschernigow, Kursk, Charkow, Jekaterinoslaw, Woronesh, Tambow und Ssaratow, Duchoborzen lebten und verfolgt wurden. Alexander der Erste liefs ihnen im taurischen Gouvernement im Melitopischen Kreise eine grofse Strecke unbehauten Landes zu freiem und ruhigem Leben anweisen. Sie bildeten hier eine Kolonie von 9 Dörfern und vermehrten sich so stark, dafs man schon im

Jahre 1832 mehr als 800 Familien zählte. Unter der Regierung Nikolays brachen wieder schlimmere Zeiten für sie an, an denen sie freilich selbst nicht schuldlos waren. Sie versagten den Behörden den Gehorsam und wollten keine Rekruten stellen, weil man dabei schwören mufste, was aber nach ihren Satzungen verboten war. Die Regierung begnügte sich daher mit einem Ehrenwort statt des Eides. Aber selbst dieses Nachgehen des Staates nützte nichts, die Widerspenstigkeiten wurden immer ärger, worauf 1841 ihre strafweise Übersiedlung nach Transkaukasien befohlen wurde; hier führten sie bis auf den heutigen Tag ein friedliches und gluckliches Leben, bis Pobedonoszews wilder Fanatismus sie jäh aufstörte.

Das Land der Duchoborzen, das sogenannte Duchoborje, liegt im westlichen Teil des Achalkalakischen Kreises, auf einer von kahlen Bergen durchkreuzten hohen Ebene.

Das Klima ist hier ziemlich ungesund, namentlich fordert der Typhus alljährlich viele Opfer.

Der Winter herrscht vom September bis März, zuweilen bis April, ist aber sehr mäfsig und übersteigt selten 12 Grad Reaumur; die Menge des Schnees dagegen ist sehr bedeutend; derselbe liegt so locker, dafs beim geringsten Winde sich Schneegestöber erheben.

Der kurze Sommer bietet den Einwohnern nur geringe Freuden. Kaum hat man Zeit, das Heu einzuheimsen nnd sich mit den nötigen Mitteln für den Winter zu versorgen. Das Haupterwerbsmittel ist der Verkauf von Heu, wobei nach Faden gerechnet wird.

Vieh halten die Duchoborzen verhältnismäfsig wenig. Die Gebäude bestehen selten aus Holz, sondern sind zumeist aus in Quadern geschnittenen Kisjak- oder Düngerstücken aufgeführt und recht sorgfältig geweifst; das Dach besteht aus Sparren, bedeckt mit einer dicken Schicht Stroh; das Innere der Hütten ist, trotzdem zur Heizung ebenfalls Kisjak verwendet wird, hell und geräumig, im Gegensatz zu den benachbarten Armeniern, welche den Dünger feucht und unachtsam ins Feuer werfen, wodurch schwere Dünste entstehen, lassen die Duchoborzen das Material erst gut trocknen.

Korn besitzen diese Gegenden fast gar nicht — auf den schier leblosen Steppen gedeihen nicht Getreide und Früchte. Nirgends ein Wald, ein Feld, ein Garten oder auch nur eine Wiese. Das zu ihrem Bedarf nötige Getreide kaufen die Duchoborzen auf den Bazaren von Achalkalaki oder Alexandropol.

Die Duchoborzen sind meist von kräftiger Gestalt und äufserlich den deutschen Kolonisten ähnlich, deren Tracht und Sitten sie vielfach übernommen haben. Ihre Charakterzüge sind Offenheit, Ehrlichkeit, Treue. Ein gegebenes Wort vertritt den Schwur und wird nie gebrochen. Die Frauen sind schön, aber nicht blofs wie die russischen Dorfschönen: bäurisch kräftig und rotbackig, — sondern von feinem, blassem Ansehen, haben ovalen Gesichtsschnitt, edlen Ausdruck; dazu kommt die nette Reinlichkeit, die appetitliche Kleidung. Letztere besteht aus einem weifsen, feinen Hemd mit breiten ausgenähten Ärmeln und einem bunten Rock.

Auf dem Kopf ein niedriges rundes Mützchen, sehr kunstreich aus verschiedenfarbigen dreieckigen Läppchen zusammengesetzt. Die Mädchen schneiden die Haare vorn ein wenig ab und tragen sie rückwärts in Flechten, die verheirateten Weiber halten das unverminderte Haar rückwärts unter der Mütze. Arbeitslust, Frühaufstehen, Häuslichkeit sind grofse Tugenden der Duchoborzinnen. Abends verachten sie nicht einen kleinen Tratsch, zuweilen gesellen sich fröhliche Bursche dazu, und die Jugend lacht und scherzt, während die Alten einem kräftigen Gläschen Feuerwassers weniger abgeneigt sind, als man bei diesem mäfsigen Volke glauben sollte.

Merkwürdig ist, dafs die eheliche Treue nicht streng gehalten wird. Die Leidenschaft für Reinlichkeit und Nettigkeit in der Kleidung artet oft in Putzsucht aus und führt zur Verderbnis der Sitten. Die Männer strafen nicht zu streng und lassen die Frauen gewähren. Nur wenn eine es zu arg und zu öffentlich treibt, kommt sie vor das Gemeindegericht und wird dann zur Strafe nackt durch das Dorf geschleppt und von der hinterhertrabenden Menge, unter der sich wohl manche Gleichschuldige befinden mag, mit Hohn und Kot beworfen.

Die Leichtigkeit, mit welcher die eheliche Treue gebrochen wird, ist vielleicht eine Folge der Leichtigkeit, mit welcher man die Ehe eingeht.

Wenn sich zwei Personen heiraten wollen, ist eigentlich nur noch das Einverständnis der beiderseitigen Eltern erforderlich. Dann versammeln sich

Bekannte und Verwandte im Hause der Eltern des Bräutigams oder der Braut, wo das älteste Mitglied der Familie die beiden Liebenden als Mann und Frau erklärt. Ähnlich geschieht es bei einer Scheidung, die übrigens selten vorkommt.

Es lebt in den Duchoborzen viel Poesie und viel Symbolik. Ein alter Ducheherze versuchte einmal folgendermafsen die eigentümliche Glaubenslehre der Ducheborzen in einer poetisch eingekleideten Erzählung darzustellen:

Weit, weit von hier, sprach der alte Duchoberze, in einer dem menschlichen Verstando unerreichbaren Gegend liegt ein blaues Meer, aus dem blauen Meere ragt eine Insel. Undeutlich, mit dichtem Nebelgewande verhüllt, erscheint sie zuweilen dem Seefahrer; ewige Wellen bewegen das Meer und verwehren dem menschlichen Fufse den Zutritt zur Insel ... Dieses Meer und diese Insel stellen das menschliche Schicksal vor: neblig, undeutlich liegt es vor uns, bis der Mensch seinen Kahn durch die wilde Brandung des Lebens zum stillen Hafen des Todes zwängt. Ein hoher Tempel, nicht von Menschenhänden am ersten Tage der Welterschaffung errichtet, steht auf der Insel, und das Gewölbe wird von soviel Säulen getragen, als es Religionen in der Welt giebt, und bei jeder Säule steht ein Mensch, der sich zur Religion bekennt, deren Bild diese Säule darstellt. Eine einzige Säule ist von reinem Golde, und diese ist das Symbol des reinen wahren Glaubens an Gott, der die Insel, sowie Himmel, Erde und Wasser geschaffen hat; die übrigen sind von

Stein, das ist die falsche Weisheit des Menschengeistes, der in seinen Sünden versteinert ist. Alle diese Säulen, sowohl die goldene als auch die steinernen, sind mit Marmor bekleidet: das ist die Unwissenheit des Menschen, die ihm den freien Blick in das Licht der göttlichen Lehre entzieht. Und niemand kann das Gold sehen, aber jeder Mensch sagt dem andern, dafs er den goldenen Schaft des wahren reinen Glaubens in der Hand halte . . . Jahrhunderte vergehen, die Welt altert nnd veraltet, es drückt sie schwer der Zorn des Allerschaffers, und es kommt die Stunde des allgemeinen und furchtbaren Unterganges, die Wogen des Meeres wälzen Blut und Feuer, der Himmel stürzt ein, es erzittert die Erde in ihren Fugen, nnd es fällt der herrliche Tempel, nicht von Menschenhänden am ersten Tage der Welterschaffung errichtet. Der Marmor springt ab von den Säulen, und licht erglänzt die goldene Säule und leuchtet allein über die steinernen Säulen und über die ganze Welt hin, wo nur Finsternis und Qual herrschen, und alle Menschen erkennen das Gold und fallen auf ihr Angesicht, geblendet von dem Lichte der göttlichen Wahrheit. Wehe dem, der einen steinernen Schaft in der Hand hielt; wohl dem, der aber seinem innerlichen Christus gehört; in ihm allein ist Rettung. Wir alle aber sind Blinde nnd wissen nicht, wer das Gold des wahren Glaubens in der Hand hält . . .

Ganz sonderbar hat sich hei den Duchoborzen die Lehre von der Dreieinigkeit und der Person Christi entwickelt. Zwar glauben sie an einen dreieinigen

Gott; aber in der Seele des Menschen offenbart er sich, sagen sie: als Gott der Vater in der Gedächtniskraft; als Gott der Sohn in dem Verstande; als der heilige Geist im Willen.

Das Erdenleben des Heilands fassen sie symbolisch auf, als ein Wohnen desselben in den Herzen der Menschen; er wird in der Seele eines jeden Menschen empfangen und geboren, predigt dort das Wort der Wahrheit, leidet und stirbt und erstebt dort wieder.

Die Duchoborzen halten dabei nicht nur das Christentum für das Alleinseligmachende. Sie glauben, dafs auch jeder Jude, Mohammedaner und selbst Heide, der wahr und gut ist, ins Himmelreich kommt. Die Höllenqualen bestehen nach ihnen in den Vorwürfen des Gewissens.

Die Seele ist das Ebenbild Gottes. Aber nach dem Sündenfall verschwand das Ebenbild Gottes, das Gedächtnis wurde geschwächt, und der Mensch vergafs, was er früher gewesen, der Verstand stumpfte sich ab, und der Wille, nicht mehr vom heiligen Geist regiert, fiel leicht dem Zuge des Schlechten anheim.

Danach ist auch ihre Auffassung der biblischen Erzählung von Adam und Eva modifiziert, welche nunmehr als ein symbolisches Bild des Erdenlebens erscheint.

Die Seele, sagen die Duchoborzen, ist schon vor der Welterschaffung gefallen, mit den übrigen bösen Engeln zugleich. Die Welt wurde für sie nur als Gefängnis geschaffen, wohin sie für ihr Vergehen versetzt wurde. Also: nicht erst mit dem angeblichen

Sündenfall, mit dem unglückseligen Biſs in den süſsen Apfel, kam die Sünde in die Welt, sondern Adam und Eva waren schon sündig erschaffen, die ganze Geschichte mit dem Feigenblatt ist ein Märchen, eine Komödie.

Auf diese Lehre gründet sich das Gebot der Duchoborzen, nicht um die Toten zu jammern, ihr Ende nicht zu beweinen; denn dies Ende ist nicht ein Sturz aus irdischem Glück, sondern eine Erlösung aus dem Gefängnis, Erde oder Welt genannt. Der Tod ist Verzeihung, ist Ende der Strafe, auf Erden zu wandeln.

Im Schicksal Abels erblicken die Duchoborzen die Verfolgung der Gerechten durch die Ungerechten oder die Kaine. Der Turmbau von Babel erscheint ihnen symbolisch als die Zertrümmerung des alten wahren Glaubens, als die Ablösung der falschen Religionen von der echten. Der Zug der Israeliten durch das Rote Meer und der Untergang der Ägypter in den plötzlich wieder zurückkehrenden Fluten ist die Rettung der Gläubigen, die Vernichtung der Sündigen.

Die Sakramente werden ganz verworfen. Geistliche sind keine vorhanden, und selbst die Beschlüsse der allgemeinen Konzile, welche von vielen Sekten anerkannt werden, haben hier keine Gültigkeit.

Die Apostel und die Heiligen der griechischen Kirche genieſsen wohl Achtung und Verehrung, aber nur als Menschen, die sich durch besonders frommen und schönen Lebenswandel ausgezeichnet.

Das Sichbekreuzen ist eine unnütze Ceremonie, und thöricht ist das Beten für die Nächsten und die

Feinde oder für diejenigen, „die Gewalt über uns haben“: die Obrigkeit, das Staatshaupt; denn ein jeder hat schon genug für sich selbst zu heten und zu bitten. Auch Fasten kennt man nicht.

Alle Menschen sind gleich; die Duchoborzen wollen weder von Herren noch Knechten wissen, sondern nur von gleichberechtigten Brüdern. Daher nennen sogar die Kinder ihren Vater blofs: Alter, ihre Mutter blofs: Wärterin. Der Gatte nennt die Gattin Schwester, die Gattin den Gatten: Bruder. Vater wird nur Gott genannt.

Dank wird mit dem Wort: Gott helfe dir! ausgesprochen.

Waffen existieren nicht, denn der Krieg, das Blutvergiefsen ist eine sündhafte und ungerechte Sache; das Evangelium predigt Liebe und Erbarmen, und das heilige Gebot sagt: Du sollst nicht töten!

Liebe und Erbarmen ist eins ihrer wichtigsten Gesetze. Daher leben sie in gröfseren Gemeinden, damit in Unglücksfällen dem einzelnen durch alle leichter geholfen werden könne.

Verboten ist Streit und Schlägerei, verboten jegliches Schimpfwort. Erlaubt ist dagegen das bei den Altgläubigen verpönte Tabakrauchen.

Das sind die Hauptsatzungen und Gebote, welche streng befolgt werden.

Gebetet wird wenig, ihre religiösen Gebräuche sind gering und höchst einfach.

Jeden Morgen, vor und nach dem Essen, sowie vor dem Schlafengehen stellt sich die ganze Familie

in einem Kreis auf, und das Haupt derselben spricht ein Vaterunser oder einen Psalm.

Ein jeder Mensch, welchen Glauhens immer, kann das Bethaus der Dueboborzen besueben. Kein Mensch, sagen sie, kann den Tempel Gottes durch seine Gegenwart entheiligen, sondern nur durch schlechte Thaten.

Die Männer stellen sich links auf, die Weiber rechts. Am oberen Ende des Hauses steht ein hölzerner Tisch, auf diesem ein hölzernes Fafs mit Salz und Brot. Sonst kein Ornament im ganzen Gehäude. An dem Tisch steht der Vorsänger, der Älteste, und spricht einen Psalm, der Chor der Beter fällt ein. Die geistlichen Gesänge bestehen aus verschiedenen Bibelsprüchen, die aus dem Zusammenhange gerissen und oft sinnlos aneinandergereiht sind. Nach Beendigung des Psalmes tritt der Zweitälteste an den Tisch, nimmt den Ältesten an der Hand, und beide verheugen sich voreinander zweimal. Darauf küssen sie sich und verbeugen sich ein drittes Mal. Nun tritt aus dem Kreise der Drittälteste und macht die gleiche Ceremonie mit dem Ältesten und Zweitältesten. Dann kommt der Viertälteste, und so fort, his alle Männer an die Reihe gekommen sind. Nach den Männern kommen die Weiber.

Man mufs das Ebenbild Gottes im Nächsten verehren, sagen nämlich die Duchohorzen, und fügen in einigem Widerspruch mit ihrer sonstigen Lehre, dafs das Ebenbild Gottes verloren gegangen, hinzu: der Mensch vertritt Gott auf Erden. Ja, sie gehen noch weiter, und obgleich sie die Heiligenbilder verpönen,

wählen sie selbst aus ihrer Mitte einen hübschen Knaben, den sie die „Gottesmutter" nennen und mit abergläubischer Ehrfurcht als Gottheit betrachten. Diese Gottesmutter besitzt einen Hofstaat aus allen jungen Mädchen der Duchoborzendörfer, und kein Mädchen verheiratet sich, das nicht einige Zeit bei der Gottesmutter gelebt — — Es ist daher kein Wunder, daſs die Entsittlichung und gleichsam die Selbstverständlichkeit derselben bei den Duchohorzen so eingenistet ist. Ähnliche Gebräuche fanden wir ja bis zu haarsträubenden Verrücktheiten auch bei anderen Sekten, welche aber nur den erotischen Kultus kultivieren, ohne im übrigen die besseren und edleren Satzungen der Duchoborzen zu beachten.

*

Den Duchohorzen in vielem verwandt sind die Malakanen oder Milchesser, so genannt, weil sie in der Fastenzeit im Gegensatz zu den Bekennern der orthodoxen Religion Milch genieſsen. Sie werden von einigen als ein Zweig der Duchoborzen betrachtet, während sie selbst sich als die Muttersekte der Duchoborzen erklären und ihre Existenz bereits im 10. Jahrhundert nachzuweisen versuchen. Andere glauben, daſs der Ursprung der Malakanen ins 16. Jahrhundert, auf die Lehren ausländischer, nach Rufsland gelangter Protestanten zurückzuführen sei. Die älteste bekannte Urkunde über diese Sektierer ist ein Aktenstück aus der Epoche der zweiten Katharina.

Die Stärke der Malakanen ist bedeutend; diese

Sekte zählt viele hunderttausend Anhänger. Sie wurden von der Regierung in die östlichen und südöstlichen Gebiete, namentlich nach der Krim, nach Sibirien, nach dem Kaukasus und besonders nach dem Gouvernement Ssamara an der Wolga verbannt; es leben indes auch viele Molokanen in den inneren Gouvernements, so in Tambow.

Obgleich die Malakanen jeder Frömmelei oder gar dem Fanatismus ganz unzugänglich sind, gelang es doch vor nicht langer Zeit einem gewissen Iwan Gregorjew, als Prophet aufzutreten und einige, allerdings wenige, Anhänger zu gewinnen. Er predigte, man müsse leben wie die ersten Christen und alle Dinge gemeinsam haben; diese Gemeinschaft solle auch freie Liebe einschließen. In Orloff-Hai, in der Nähe von Ssamara, gelang es ihm auch, eine solche kommunistische Gemeinschaft zu gründen, die aber nur von kurzer Dauer war, weil der Prophet wegen Paßfälschung ins Gefängnis kam und die neue Lehre sich keine besonderen Sympathieen zu erobern vermochte.

Der Engländer Mackenzie Wallace, der die Malakanen nach eigenen Beobachtungen schildert — er lernte sie im Gebiet von Ssamara kennen —, meint, daß die Lehren der Malakanen dem Presbyterianismus sehr ähnlich sind, wobei indessen ein wichtiger Unterschied zu beachten ist: Der Presbyterianismus hat eine kirchliche Organisation und ein geschriebenes Glaubensbekenntnis, und seine Lehren sind schon lange Zeit infolge öffentlicher Diskussionen, polemischer Litteratur und allgemeiner Versammlungen bestimmt

festgesetzt worden; die Malakanen dagegen stützen sich wie die Duchoborzen auf mündliche Traditionen; sie haben keine Gelegenheit gehabt, ihre Fundamentalgrundsätze zu entwickeln und ihre unbestimmten religiösen Anschauungen in ein klares, logisches System zu bringen; ihre Theologie ist deshalb noch in einem halbflüssigen Zustande, so dafs es unmöglich ist, vorauszusagen, welche Form dieselbe allendlich annehmen wird; aufserdem gewähren ihre fundamentalen Grundsätze individuellen und lokalen Meinungsverschiedenheiten einen grofsen Spielraum; sie behaupten, dafs die heilige Schrift die einzige Richtschnur für den Glauben und Wandel des Menschen ist, aber dafs dieselbe dem geistigen und nicht dem wörtlichen Sinne nach ausgelegt werden mufs; da es keine irdische Autorität giebt, welcher zweifelhafte Punkte überwiesen werden können, so ist es jedermann anheimgestellt, jene Auslegung anzunehmen, die seinem eigenen Urteile als richtig erscheint; doch versichert Mackenzie Wallace, bei ihnen nirgends den fanatisch dogmatischen, wortklauberischen Geist angetroffen zu haben, der die Seele der Sektiererei ist.

Dafs die russische Regierung die Duchoborzen und Malakanen verfolgt, gehört zu den russischen Rätseln. Die Regierung behauptet, dafs die Duchoborzen und Malakanen politisch unzufrieden und deshalb staatsgefährlich seien. Aber schon Mackenzie Wallace erklärte dies nach bestem Wissen und Gewissen als eine grundlose Verleumdung und sagte namentlich von den Malakanen: „Während meines Verkehrs mit den-

selben habe ich sie häufig wohl von der Polizei als von Wölfen, die gefüttert werden müssen, sprechen hören, aber über den Kaiser äufserten sie sich nie anders, als in Ausdrucken kindlicher Anhänglichkeit und Verehrung“ . . . Das war freilich in der Epoche Alexanders des Zweiten, der gleich seinem Oheim Alexander dem Ersten die Sekten in Frieden liefs. Aber Alexander der Dritte befolgt das Beispiel des Zaren Nikolay, und der auf die Duchoborzen und Malakanen ausgeübte systematische Druck mag manche Widerspenstigkeit erzeugt haben.

Die in letzter Zeit am meisten genannte, weil am meisten verfolgte Sekte ist die der Stundisten.

Ihre Entstehung reicht etwa zwei Jahrzehnte zurück. Johannes Bonekemper aus dem Wupperthale wurde 1824 Pastor in der reformierten Gemeinde in der Kolonie Rohrbach, 60 Kilometer von Odessa. Unter seinen, zum grofsen Teil aus Schwaben eingewanderten Gemeindekindern fand er den altwürttembergischen Gebrauch des „Stundenhaltens“: die Leute kamen abends im Schulsaal zusammen, sangen einen Choral, ein Bauer hielt das Gebet ab, ein Stück der heiligen Schrift wurde verlesen und darüber disputiert. Johannes Bonekemper liefs die Kolonisten bei diesem Gebrauch, und als sein Sohn Karl 1867 ihm im Amte folgte, änderte dieser gleichfalls nichts. Ende der Sechziger Jahre gesellte sich dem Kreise der Kolonisten ein schlichter frommer Bauer orthodoxen Glaubens, Michael

Ratuschny aus Ossnowa; die Andachtsübungen gefielen ihm, und als er in seinen Heimatsort wiedergekehrt war, gründete er eine Sekte, die Stundisten.

Der Glaube dieser Sekte lehrt Gleichheit aller Menschen und verlangt umfassende Bethätigung der Bruderliebe. Die Stundisten erkennen keine Kirche, keine Priester, keine Sakramente an. Den Sonntag aber halten sie heilig. Der Genuſs des Branntweins, das Tabakrauchen, das Fluchen und gemeine Reden sind verpönt. Die Ehe wird vor dem Gemeindeältesten geschlossen, eine Scheidung ist nicht zulässig. Strenge Arbeit ist Pflicht, dabei aber darf nichts erspart werden, denn der Überfluſs an Erwerb, sagen sie, führt zu Lastern. Die Obrigkeit, also auch den Zaren, erkennen sie theoretisch nicht an, da ein rechter Christ nur Gott als Oberhaupt hat; da aber die Zeit des wahren Gottesreiches noch nicht da ist, fügen sie sich vorerst in die Staatsgesetze.

Lange Zeit lebten die Stundisten unbehelligt. Gegen Ende des Jahres 1881 erschienen in der deutschen Petersburger Zeitung drei Feuilletons über diese Sekte, welche sie meines Wissens zuerst ausführlich schilderten, ohne die Regierung zu Maſsregeln gegen sie zu reizen. Bald aber bemächtigten sich die russischen Blätter der Sache und begannen einen wütenden Feldzug, welcher bis heute ununterbrochen währt. Allen voran schreitet die ehemalige Katkowsche Zeitung, die Moskowskija Wjedomosti, welche zuletzt am 23. Juni 1892 durch eine gehässige Schilderung der Stundisten die Regierung zu neuen strengen Verordnungen anfeuerte. Und die

russische Regierung liefs sich nicht lange bitten, hörte auf die Denunziationen, und wenige Tage später unterbreitete der Minister des Innern dem Reichsrat einen Gesetzentwurf betreffs Mafsregeln gegen den Stundismus. Derselbe wird danach als eine durchaus staatsgefährliche und glaubensfeindliche Sektiererei erklärt und behandelt; Stundisten können weder Stellen von Vorstehern, Richtern oder Schreibern der Bezirke und Ortschaften, noch sonst irgend ein öffentliches Amt bekommen; Stundisten dürfen keine Dienstboten oder Arbeiter orthodoxen Glaubens verwenden, und natürlich ist es auch den Orthodoxen verboten, Stundisten in Dienst zu nehmen. Personen, welche überwiesen werden, Bekenner des orthodoxen Glaubens zum Stundismus bekehrt zu haben, und Stundisten, die sich unehrerbietiger Worte oder Handlungen gegen die orthodoxe Religion oder deren Priester schuldig machen, unterliegen den schwersten Strafen.

Und wie ernst dieses Gesetz gemeint war, zeigte sich sofort. Aus Tiflis kamen dem Londoner Daily Chronicle grauenvolle Jammerschilderungen über die Lage der verfolgten Stundisten, Malakanen und Duchoborzen zu. Man rifs Männer aus den Kreisen ihrer Familien und verbannte sie in ferne Ortschaften, an die Grenzen Persiens, in die Wüsten Transkaspiens, in die Ödnisse Sibiriens. Die Hinterbliebenen dieser Armen aber wurden zu orthodoxen Leuten „in Kost“ gegeben ...

Weshalb diese barbarische Verfolgung gerade der Stundisten? Die Gegner derselben behaupten, dafs die Stundisten verkappte — Deutsche sind; dafs sie

jedermann, der sich ihnen anschliefst, zu germanisieren suchen; dafs von dem Augenblick an, wo ein Russe zum Stundismus übertritt, der Bekehrte die russische Nationalität abstreift, nicht nur den russischen Glauben; dafs er sich auch in seinem ganzen Äufsern ändert, Schnurrbart und Backenbart nach deutscher Art stutzt, Kleider nach deutschem Schnitte trägt, die deutsche Sprache erlernt, sein Heim nach deutscher Art schmückt und das Russentum zu hassen beginnt . . . . .

Den Mafsregeln der Regierung ist es indessen bisher nicht gelungen, die Stundisten zu vertilgen. Dafür ist, wie es oft zu geschehen pflegt, aus der Mitte der Stundisten eine neue Sekte, welche sich „Neu-Stnndisten" nennt, hervorgegangen; während aber die Muttersekte edlere Ziele verfolgt, ist die neue Abzweigung unter dem Druck der Verhältnisse, in der Aussicht auf bevorstehendes Martyrium zu einer solchen geworden, welche die schon bestehenden fanatischesten und verrücktesten weit zurückläfst. Selbst in Rufsland, wo man an die wilden Gebräuche der sonderbarsten Sekten so gewöhnt ist, dafs man von ihnen kaum noch Notiz nimmt, ist man durch das Auftreten dieser, unerhörtem Wahnsinn huldigenden Fanatiker entsetzt worden, und die Mitteilungen, welche der russische Geistliche und Schriftsteller Skworzory über die modernen Flagellanten zu machen weifs, lesen sich wie Phantasieen eines Irrsinnigen. Vor allem kennzeichnet die Neu-Stundisten das krampfhafte Schütteln, die wilde Tobsucht, in welche sie sich bei ihren religiösen

Versammlungen versetzen. Herumlaufen im Kreise, rastloses Händeschlagen, unartikulierte Schreie, wirbelndes Kopfwackeln, Lachen und Weinen, greuliches Gesichterschneiden — sind die Mittel, um diesen Zustand zu erreichen. Zitternd am ganzen Körper brechen sie nach dieser „Arbeit für Gott" zusammen und künden ihre phantastischen Gesichte. Alle verwandtschaftlichen Bande haben sie abgestreift; sie verwerfen den Begriff von Vater und Mutter, von Gatte und Gattin, von Bruder und Schwester, selbst das Geschlecht erkennen sie nicht an. So lange sie können, fasten sie, um sich dann durch ganz geringe Nahrung zu weiterer Qual zu stärken. Arbeit suchen sie keine, ihr Vieh haben sie verkauft und ihr ganzes Hab und Gut, und ihre Felder liegen brach; nur ihrem religiösen Dienst leben sie . . .

Doch genug, genug des grenzenlosen menschlichen Wahnsinns . . .

Die Agonie des Baltentums.

Dorpat und Jurjew.

Der finstere nikolaitische Geist ist im heiligen Rufsland neu auferstanden.

Wieder fortgesetzt wird die vom Kaiser Nikolay erstrebte Umkehr vom Freisinn zum Terrorismus, zur Knechtung des Willens, der Thaten und der Gedanken der Unterthanen — ein Streben, welches Alexanders des Zweiten milde Regierung segnend unterbrach. Und trauernd zu gestehen: Die Erfolge sind heute gröfser als je zuvor . . .

Nie hat der Rassenhafs oder der Konfessionshafs in Rufsland eine solche Brutalität erreicht, wie unter der Regierung Alexanders des Dritten, und neben den Leiden der Polen, Juden und Sektierer ist insbesondere jammervoll das tragische Schicksal der Balten, welche sich seit ihrer Zugehörigkeit zum russischen Reich stets als die treuesten und festesten Stützen der Zaren bewiesen haben. Wie weit diese Verhetzung des Deutschtums bereits gelangt ist, zeigt sich darin, dafs

ein in Esthland erscheinender, in vielen Tausenden von Exemplaren unter das Volk geworfener Volkskalender offen zur Beraubung und Vernichtung der „fremden Geschöpfe“, der „deutschen Tiere“ auffordern kann. Da werden die deutschen Pastoren als scheufslich krächzende Dohlen bezeichnet; die Deutschen im allgemeinen heifsen nicht anders als Molche, Kröten, Frösche; die germanisierten Letten und Esthen, die „Halbdeutschen“, aber werden Wachholderdeutsche oder Buschklepper genannt. Daneben befleifsigt sich auch die grofse gebildete Presse eines wahnwitzigen Deutschenhasses. Fort mit der deutschen Eigenart! ertönt es überall. Und: Fort mit den deutschen Privilegien, den deutschen Schulen, der deutschen Sprache, der deutschen Kirche nnd Kultur! — klingt es im Echo zurück.

Fort mit der deutschen Kultur! denn an die Stelle der deutschen Kultur soll die — russische treten. Ach, die russische Kultur — klingt das nicht wie ein Juhellied der Ironie?

Zur Zeit schon, als die gröfsten russischen Fürsten vor den Mongolenchanen demütig im Staube lagen, herrschten Kultur und Freiheit im Staate der deutschen Ordensherren an der Ostsee; und während die Russen, vom Bauern bis zum Fürsten, Sklaven der asiatischen Despoten waren, konnte in ruhiger Freude, unter dem Schutze der freien Ordensherren, der freie haltische Bauer sein Feld bearbeiten. Seit beinahe sieben Jahrhunderten blühte die Kultur in den haltischen Ländern, während Rufsland noch unter den ersten Romanows, vor

zwei Jahrhunderten, blofs zwei Männer besafs, welche Lateinisch verstanden. Und vor 250 Jahren, als in Rufsland hoch und niedrig in finsterstem Aberglauben befangen waren, besafs Livland schon eine Universität — die Universität Dorpat . . .

Heute jedoch existiert die deutsche Universitätsstadt Dorpat, das nordische Heidelberg, nicht mehr.

Nicht die Macht des Feuers hat sie zerstört. Nicht das überflutende Wasser des Embachflusses hat ihre Mauern niedergerissen. Zahlreiche Male überstand sie schwere Feuersbrünste und allvernichtende Überschwemmungen; und selbst aus dem Schutt, in den die Kriegswut der Polen und Schweden und die wilden, siegestrunkenen Scharen Iwans des Grausamen und Peters des Grofsen sie gelegt, stieg sie stets neuverjüngt hervor.

Ein Wink, ein Wort des Zaren Alexander des Dritten indessen ist mächtiger als Feuer und Wasser. Er winkte, und die deutsche Universität Dorpat verschwand. Er sprach ein Wort, und an Dorpats Stelle trat die russische Stadt Jurjew. Polen und Schweden und die russischen Scharen der Vorzeit zerstörten blofs Städte und Dörfer — Alexander der Dritte aber vernichtet die Civilisation und zerstört die deutsche Kultur, wo sie im Zarenreich noch einen Atemzug zu verraten wagt . . .

Und Dorpat war gleichsam der letzte Atemzug Deutschtums in Rufsland. Seit zwei Jahrzehnten ward das Deutschtum in Rufsland verfolgt, bis es zu Tode

erschöpft zusammenbrach. In Dorpat röchelte es noch leise, leise. Jetzt ist auch dieses Röcheln verstummt. Die letzte Stunde des Deutschtums in Rußland ist gekommen; das Baltentum liegt in rettungsloser Agonie . . .

*

„Damit das martialische Livland zu Tugend und Sittsamkeit gebracht werde," wurde vor 260 Jahren in Dorpat von Gustav Adolf eine Universität gegründet.

In Not und Jammer lag Livland darnieder. 1561 war nach beinahe vierhundertjährigem Bestand der livländische Ordensstaat zu Grunde gegangen. Nach zwei Jahrzehnten kriegerischer Wirren ergriff Polen Besitz von dem widerstandslosen Lande. Doch damit war Friede nicht eingekehrt. Zwischen Polen und Schweden folgte dreißig Jahre hindurch ein harter Kampf um die baltischen Lande, bis 1629 die Schweden Sieger blieben in Livland. Gustav Adolf endlich trachtete, „daß das martialische Livland zu Tugend und Sittsamkeit gebracht werde." Es wurde in der eroberten Provinz eine lutherische Kirchenordnung eingeführt. Es wurde in Dorpat ein Gymnasium gegründet. Und zwei Jahre später, 1632, unterzeichnete Gustav Adolf die Stiftungsurkunde der Universität Dorpat. Allein einige Monate nachher erlosch der Stern des großen Königs, er starb bei Lützen den Heldentod, und sein Reich und seine Eroberungen und Schöpfungen standen verwaist, einem ungewissen Schicksal preisgegeben. Und dieses zeigte sich bald bös und hart.

Die folgenden schwedischen Regierungen kümmerten sich nur in geringem Maße um die Pflege germanischer Kultur, und die neue Universität war eine schwächliche Anstalt: weniger ein Herd allgemeiner Bildung als vielmehr ein Hexenkessel nationalen Haders zwischen Schweden und Deutschen. Die eigenen Landeskinder fühlten sich zu der Landesuniversität nicht hingezogen und wanderten zur Erwerbung gelehrter Kenntnisse lieber ins deutsche Reich.

Das wurmte die schwedische Regierung endlich, und bald mit strafender Strenge, bald mit schmeichelnder Lockung suchte sie die schwedisch-deutsche Hochschule zu beleben. Einmal verbot sie den baltischen Studenten, ausländische Universitäten zu besuchen, ohne vorher in Dorpat die Prüfung bestanden zu haben. Ein andermal verkündete sie, daß kein Balte zu einem öffentlichen Amt gelangen sollte, der nicht wenigstens zwei Jahre auf der Universität Dorpat zugebracht hätte. Den ausländischen Privatlehrern wurde der Unterricht in den baltischen Provinzen untersagt, wenn sie sich nicht in Dorpat einer Prüfung unterzogen hatten. Dagegen verlieh man denen, die sich in Dorpat dem Studium widmeten, große Vorrechte und erließ ihnen sogar den Militärdienst. Aber alles war verlorene Mühe. Nur 765 Deutsche besuchten von 1632 bis 1710 die Dorpater Vorlesungen, wie wir aus einer kleinen anonymen Schrift über „die 14000 Immatrikulierten Dorpats" ersehen können.

Von 1632 bis 1710 bestand die Universität nicht ununterbrochen. 1656 eroberten die Russen die Stadt

Dorpat. Die Professoren und Studenten der Universität flüchteten sich, und die Hochschule löste sich auf. Einige Professoren begaben sich nach Reval und versuchten dort die Vorlesungen weiterzuführen, was ihnen auch bis 1665 gelang. Allerdings vor einer Hörerzahl, wie sie wohl sonst in der Geschichte der Universitäten nicht wieder verzeichnet sein mag. Die Zahl der von 1656 bis 1665 in Reval bei den Dorpater Professoren Immatrikulierten betrug — 60. 1657 besuchten blofs 1 Finnländer und 4 Studenten aus Deutschland die „Vorlesungen". Im folgenden Jahre stieg die Zahl auf 6: 5 Schweden und 1 Unbekannten. 1659 war das schwächste Jahr: es hatte blofs 2 Finnländer als Hörer zu verzeichnen. Im Jahre 1660 kam zu den 2 Finnländern noch 1 Schwede. 1661 finden wir plötzlich 15 Revaler an der Universität, 1662 wieder nur 4 Finnländer. 1663 war das beste Jahr: wir können 5 Schweden und 13 Finnländer vermerken. Dann sank die Zahl wieder 1664 auf 4 und 1665 auf 3 Finnländer. Als die opferbereiten Professoren sahen, dafs trotz ihrer durch ein Jahrzehnt unerschüttert gebliebenen Geduld, keine Studenten herbeiströmen wollten, gaben sie die Vorlesungen auf.

Erst 1690 wurde die Universität wieder in Dorpat errichtet, 1699 bei Ausbruch des nordischen Krieges aber nach Pernau verlegt. Hier bestand sie bis 1710, um alsdann für ein Jahrhundert ganz zu verschwinden.

Während dieser ersten, aus drei Teilen bestehenden und von 1632 bis 1710 währenden Periode der Universität wurde dieselbe insgesamt von 1662 Studenten

besucht. Davon waren 802 Schweden, 765 Deutsche, 6 Ausländer und 89 Unbekannte. Von den 765 Deutschen waren 397 Livländer, 155 Esthländer, 20 Kurländer — diese hielten sich am meisten von Dorpat fern —, 11 Siebenbürger und bemerkenswerterweise nicht weniger als 182 aus Deutschland. Von den Professoren waren von 1632 bis 1656: 17 Deutsche, 7 Schweden; von 1690 bis 1710: 4 Deutsche und 24 Schweden, insgesamt also 21 Deutsche und 31 Schweden. Sowohl unter den Studenten als Professoren waren die Schweden also in der Majorität.

Die wissenschaftliche Bedeutung jener Universität von 1632 bis 1710 scheint nicht sehr bedeutend gewesen zu sein. Ein Professor, der Schwede Ludenius, zeichnete sich zwar durch grofse Fruchtbarkeit aus, er verfafste mehrere hundert gröfsere und kleinere Arbeiten; ein anderer, der Kurländer Wilde, scheint ein tüchtiger Historiker gewesen zu sein. Diesen wenigen uns bekannt gewordenen ernsten Gelehrten standen aber so viel faule Patrone gegenüber, dafs man endlich dazu schreiten mufste, einige der ärgsten von den Lehrkanzeln zu verjagen.

Das sociale Leben der Studierenden wird gekennzeichnet durch die damaligen akademischen Vorschriften: übermütige Streiche, Häuserbelagerung, Fenstereinwerfen, Thüreinbrechen, das Schleudern von Bleikugeln und feurigen Geschossen wurden mit Relegation, Beleidigungen, Körperverletzung, Totschlag und Duelle

nach dem Gesetz, Würfelspiel und Kartenspiel mit vier Tagen Carcer, nächtliches Schiessen, „cyklopisches Gebrüll“ (heutzutage wohl Katzenmusik) und sonstige Tumulte mit Carcer, aufrührerische Versuche endlich mit dem Tode bestraft. Nach neun, im Sommer nach zehn Uhr abends sollte kein Student mehr im Wirtshaus anzutreffen sein. Geboten war dagegen strenge Frömmigkeit, aufrichtiges orthodoxes Bekenntnis, tägliches Bibellesen. Landsmannschaften waren nicht geduldet; wer einer heimlichen Landsmannschaft angehörte, wurde mit ewiger Relegation bestraft. Bewerber um Stipendien mufsten dem Rektor an Eidesstatt versprechen, dafs sie keiner Landsmannschaft angehörten, noch in eine solche je eintreten wollten. Der Grund lag in den, besonders seit Patkuls tragischem Schicksal, wild erregten nationalen Leidenschaften. Die Deutschen und Schweden standen sich als Todfeinde gegenüber, und es kam oft zu blutigen Händeln, nicht nur zwischen den Studierenden, sondern auch zwischen den Studierenden und den Professoren.

Trotz alledem mufs man sagen, dafs selbst dieses Zwitter von einer Universität viel für die Kräftigung des germanischen Wesens in den baltischen Provinzen geleistet hat. Der Untergang der Hochschule im Jahre 1710 war aber keineswegs zu bedauern; dadurch ward der Platz frei für eine neue, echt deutsche Universität, deren Name in der Geschichte der Universitäten unter den besten genannt wird.

Peter der Grofse dachte bei der Eroberung Livlands nicht daran, das Erworbene zu erhalten, sondern seine Absicht war zunächst, das Eigentum des verhafsten Schwedenkönigs Karls des Zwolften möglichst zu zerstören. Demgemäfs befahl er seinem Feldherrn Scheremetjew, dem Eroberer Livlands: „Verheere alles!“ Und Scheremetjew war ein gehorsamer General, und emsig vollführte er den Befehl des Zaren bis ins kleinste und konnte schon bald seinem Herrn melden: „Nun habe ich alles verheert, mein Zar, nun habe ich nichts mehr zu verheeren!“ Wahrlich, er hatte alles verheert, es war noch ärger als zur Zeit, da Gustav Adolf das Land den Polen entrifs. Es war alles zerstört, Stadt und Dorf, Wald und Feld, Berg und Thal. Und es war fast alles ermordet, jung und alt, Edelmann und Bauer, Bürger und Handelsmann, Geistlicher und Lehrer. Was aber übrig blieb aus der unendlichen Zerstörung, was der Sündflut von Blut entrann, das wurde verschenkt, verkauft, ins Innere Rufslands verschleppt . . . Und im allgemeinen Untergang sank auch die Universität Dorpat . . .

Als die Wogen dieser Sündflut sich endlich glätteten, als der Rauch dieser grenzenlosen Feuersbrunst sich zu verziehen begann und über die Leichenfelder ein neuer, leiser Hauch des Lebens wehte, und als man wieder an das Erbauen des Zerstörten dachte und an die Nenbefruchtung des Landes, das nun russisch war, da liefs Peter seine Absicht verkünden, an Stelle der untergegangenen schwedisch-deutschen Hochschule eine rein deutsche zu errichten. Es kam indessen vor-

läufig nicht dazu, und das mag gut gewesen sein; das erschöpfte Land war kein Boden für eine hohe Schule, das erschöpfte Land brauchte Jahrzehnte der Kräftigung, damit Früchte und Wissenschaften in ihm gedeihen konnten. Erst Kaiser Paul dachte wieder an die Errichtung der baltischen Universität, und Alexander der Erste vollführte den Plan seines Vaters und eröffnete am 21. April 1802 die Hochschule von Dorpat, die deutsche Hochschule. Ihr Zweck sollte sein: „Die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse in unserm Reiche." Wohlgemerkt, nicht für Livland allein, für ganz Rufsland sollte diese Schule eine Quelle „menschlicher Kenntnisse" werden. Und sie ward es, sie erfüllte die Aufgabe, die Alexander der Erste ihr gestellt, fast bis auf den heutigen Tag. Von Dorpat aus liefen die Fäden der Kultur über ganz Rufsland. Von Dorpat aus drangen menschliche Kenntnisse bis zum Stillen Ocean. Von Dorpat aus flofs das menschenrettende Licht der medizinischen Wissenschaften in die düstersten Winkel des Zarenreiches. Tausende und aber Tausende Ärzte und Lehrer, Prediger und Beamte eilten von den Ufern des Embachflusses in die Ebenen Sarmatiens, in die Steppen Mittelasiens, in die Wüsten Sibiriens, zu den Abhängen des Ural, auf die Höhen des Kaukasus. Namen von europäischer Berühmtheit haben hier ihren frühesten Glanzschimmer erworben. Hier studierten und lehrten Männer wie K. E. von Baer, Helmersen, F. Schmidt, Schrenck, Middendorff, die Sprachforscher Böthlingk, Wiedemann und Osteneck (russifiziert in Wostokoff), ferner der gröfste Chirurg

Rufslands: Pirogow, und der gröfste Chirurg Deutschlands: Bergmann, die Historiker Brückner und Schiemann und zahlreiche andere.

Der Anfang war hart genug gewesen. 1802 hatte die Universität blofs 47 Hörer. Die berufenen ausländischen Professoren lehnten es ab, nach Dorpat zu kommen, die Balten wollten ebenfalls nicht dorthin. Dazu kam die schwere politische Situation, welche durch den französisch-russischen Krieg aufs äufserste verschärft wurde. Nur langsam gewann die Universität Freunde, nur langsam stieg die Zahl der Hörer. Von 1813 ab aber kam eine bessere Zeit. 1813 waren in Dorpat erst 245, im Jahre 1830 schon 619 Studenten. Und 1890 über 1800 und endlich 1892 noch über 1600.

Das Charakteristische dieser zweiten Universität war ihr ausgesprochen deutscher Charakter. Während an der ersten Universität, von 1632 bis 1710, die Schweden bedeutend überwogen, war an der zweiten, von 1802 bis auf die Gegenwart, das Deutschtum im Übergewicht oder vielmehr ausschliefslich herrschend. Der Geist war deutsch-wissenschaftlich und ernst, die Studentenschaft war überwältigend deutsch, und sämtliche Professoren, zwei russische für russisches Recht und russische Sprache und Religion ausgenommen, waren deutsch.

Ein gutiges Schicksal hatte der neuen, von Alexander dem Ersten begründeten Universität als

erste Leiter tüchtige, hingebungsvolle Männer geschenkt. Der erste Kurator, von 1803 bis 1817, war Klinger, der Dichter und Jugendgenosse Goethes; der erste Rektor der Universität war der Württemberger Parrot. Beide eiferten in edlen Thaten für die Förderung und Hebung der ihnen anvertrauten Hochschule. 1817 folgte dem Kurator Klinger Fürst Lieven im Amt; er gehörte, wie er selbst sagte, zu den „armen Ungelehrten", er hatte nie etwas mit Schule und Unterricht zu thun gehabt und lebte still und zurückgezogen als abgedankter Soldat auf seinen Gütern in Kurland. Da rief ihn der Einfall des Zaren auf den Posten eines Kurators des Dorpater Lehrbezirks. Aber es hat wohl nie einen besseren, edleren Schulverwalter gegeben, als diesen armen Ungelehrten, als diesen abgedankten Soldaten, der sich in der ihm anfangs fremden Stellung bald so auszeichnete, dafs Kaiser Nikolaus ihn 1828 zum Minister der Volksaufklärung ernannte. Aber auch dann noch behielt er Dorpat treu im Auge und sorgte für die dortige Universität wie ein Vater für sein Lieblingskind. Dem Fürsten Lieven zur Seite stand als würdiger Freund und Kollege der Rektor Gustav Ewers. Durch beider Bemühungen wurde das Budget der Universität von 120 000 auf 337 000 Rubel jährlich erhöht. Aufserdem erlangten sie von 1818 bis 1830 an aufserordentlichen Zuschüssen über eine Million. Beiden Männern verdankt die Universität ihren ausgesprochen deutschen, ernsten, wissenschaftlichen Geist, der sie als die beste von ganz Rufsland hervorhob und den vorzüglichsten

europäischen Hochschulen nicht unehenbürtig an die Seite stellt.

1830 starb Ewers, 1833 der Fürst Lieven. Es kam für Dorpat eine schwere Zeit. Als in Westeuropa der Revolutionsgeist wieder spuckte, suchte Kaiser Nikolaus sein Reich gegen die „Folgen der westlichen Kultur", gegen die „Gefahren des westlichen Liberalismus" abzuschliefsen. Jedes freie Wort wurde verpönt, die stürmende Jugend in fesselnde Zucht gebannt, strenge Militärdisciplin als Schutz gegen die revolutionären Ideen aufgestellt. Am schlimmsten erging es natürlich der deutschen Universität Dorpat. Das war ja auch ein Stück westlicher Kultur, da mufste man scharf acht haben. Noch mehr, in der Rückkehr zur Unkultur, in der Vernichtung der Civilisation, in der Ersetzung des Deutschen durch das Russische sah man das einzige Heil. Ein ungebildeter Soldat, der alte Generallieutenant Craffström, wurde zum Kurator von Dorpat ernannt. Er war der rechte Mann seines Kaisers, er betrachtete seine Studenten als seine Soldaten, er steckte sie in Uniformen, er strafte mit Carcer und Ausschliefsung die Burschen, wenn ihnen ein Knopf fehlte, wenn einer sich erlaubte, in Civilkleidung sich sehen zu lassen oder gar, wenn einer — horribile dictu — einen Schnurrbart trug . . . Wer einem studentischen Verbande angehörte, wurde relegiert und unter die Soldaten geworfen; wer sich an einer Mensur beteiligte, ward vor ein Kriegsgericht gestellt und verschwand vielleicht für immer in den Ödnissen Sibiriens oder im Kerker von Schlüsselburg.

Kamen mehr als sechs Personen in einer Wohnung zusammen, so waren sie heimliche Verschwörer; sprachen mehr als drei Personen auf der Strafse mit einander, so waren sie öffentliche Empörer . . . Zugleich wurden Versuche gemacht, den deutschen Geist zu vertreiben, und man begann eine nachdrückliche Russifizierung. Man nahm der Universität das Recht der autonomen Rektorswahl und unterstellte dieses Recht dem Minister für Volksaufklärung; und dies war damals der deutschfeindliche Uwarow.

Versteckt und offen wurde gegen die Balten gehetzt, und hald mit List, hald mit Gewalt. Bald griff man die haltischen Behörden, hald die haltischen Gymnasien und Hochschulen an, bald verfolgte man ihre Geistlichen, hald ihre Richter. Oder man versetzte Russen nach den haltischen Provinzen und suchte dort die russische Sprache einzuhürgern und baute russische Kirchen und Kapellen und gründete russische Theater. Aher die russischen Theater standen leer, während die deutschen überfüllt waren. Und die russischen Kirchenglocken verklangen im Chor der evangelischen Orgeln wie das dünne Geläut eines Herdenglöckchens im Chor sturzender Lawinen und hrausender Ströme, welchen die Bergnatur dem Weltengeist singt. Fest wie die Berge stand die evangelische Kirche, fest wie die Berge das Deutschtum in den haltischen Provinzen.

Die Balten sind lange ein widerstandsfähiges Volk gewesen. Dieser Ast des deutschen Stammes hatte das härteste Holz. Noch vermochte die panslawistische Axt dieses Holz nicht zu zersplittern. Die äufsere Knechtung, welche die Regierung den deutschen Studenten auferlegte, stärkte in denselben nur die innere Kraft und Würde. Und würdig und kräftig überstanden sie die dräuende Gefahr der nikolaitischen Epoche, und siegreich sahen sie das freiheitliche Morgenrot anbrechen, welches die Regierung Alexanders des Zweiten ankündigte. Die gewaltige Wucht der deutschen Geisteskraft hatte diesmal noch dem Ansturm des Panslawismus Trotz geboten.

Alexander der Zweite hob die bedrückenden Mafsregeln wieder auf; er gab der Universität das Recht der Rektorswahl wieder, er erweiterte ihre Anstalten, vermehrte ihre Bibliothek, erhöhte ihr Budget, baute ihr eine Kirche, erkannte sogar ihre Korporationen an. Als Kurator bestellte er den esthländischen Grafen Kayserling, einen Jugendfreund und Studiengenossen des Fürsten Bismarck. Dann wurden die Uniformen abgeschafft, neue Privilegien gegeben — es schien ein Ende aller Leiden, die Universität blühte wie nie zuvor, die Zahl der Hörer stieg über 1000, über 1200, über 1800 . . .

Nach 15 Jahren der Blüte aber kam ein neuer Sturm daher. Er war nicht heftig, nicht jäh. Ein jäher Sturm fährt über den Wald hinweg; er biegt wohl die mächtigen Stämme, er bricht hier und da einen stolzen Riesen, aber mit Blitzesschnelle ist er

wieder fort, und die gebeugten Stämme springen ungeschwächt wieder empor und über die gebrochenen wächst ein Feld von üppigen Blumen. Aber dieser Sturm, dieser nicht heftige, dieser geduldige, immer und immer wehende, er pflückt Blume um Blume, er zerreifst Blatt um Blatt, bis alles welk ist und kahl, und reifst dann noch den letzten Stumpf mit der letzten Wurzel aus. Vor diesem Sturme gieht es keine Rettung . . .

Als Deutschland mächtig und einig ward, da regten sich in Rufsland Neid und Furcht. Und über die Balten erflofs das Gift des slawischen Hasses. Die Balten, die keinen Anteil an Deutschlands Ruhm und Glück, keinen Vorteil von Deutschlands Einigkeit hatten, denn sie fühlten sich stets als treue Unterthanen ihres russischen Herrschers, nur dafs sie ihren alten, guten, deutschen Sitten anhingen, nur dafs sie ihre gute deutsche Sprache liebten — die Balten wurden plötzlich als Russenfeinde verdächtigt, als Landesverräter, die heimlich für Deutschland schwärmten. Die Lüge fand gläubige Herzen und willige Federn, und es begann jene Agitation, welche seit zwei Jahrzehnten ein glückliches Volk elend, ein blühendes Land wüst gemacht hat. Vom Amur bis zur Ostsee, vom Weifsen bis zum Schwarzen Meer, vom Ural bis zum Kaukasus, von der Weichsel bis zur Wolga erbrauste der Ruf des Rassenhasses, erscholl es: Nieder mit dem Deutschtum!

Nieder mit dem Deutschtum, mit den baltischen Privilegien, mit der baltischen Kultur! . . . So lange

Alexander der Zweite lebte, blieb der Ruf ein hohler Schall, dann aber nahm er Kraft an und dröhnte so lange, bis vor seinem Donner der Fels des baltischen Rechts, die baltische Kirche und die baltische Kultur barsten und in Trümmer sanken . . .

Das war der hartnäckigste Kampf zwischen Germanentum und Slawentum, zwischen europäischer und halbasiatischer Barbarei, den die Geschichte beklagen muſs.

Und der Kampf ist zu Ende.

Und es siegte Jurjew über Dorpat, das Russentum über das Baltentum, die Barbarei über die Civilisation . . .

Quer durch Sibirien.

Erst wenige Jahre sind vergangen, seit die russische Regierung die transkaspische Eisenbahn eröffnet hat, welche auf wundersamem Pfade den Verkehr zwischen Occident und Orient vermittelt. Und nun ward, nach einer fünfzehn Jahre langen Durchberatung, der Bau der sibirischen Bahn in Angriff genommen.

In den siebziger Jahren war es, da meines Wissens vom Bau der sibirischen Bahn die erste ernste Rede ging, nachdem der damalige Direktor der Uralbahn, Ostrowski, den Bau angeregt hatte. Der Ausbruch des russisch-türkischen Krieges im Jahre 1877 brachte in den Fortgang der Angelegenheit eine Störung, welche ein volles Jahrzehnt anhielt; erst 1887 faßte man den großen Plan wiederum ins Auge, nachdem der berühmte Schienen-General Annenkow sein gewaltiges transkaspisches Eisenbahnwerk, welches ich in meinem Buche „Vom Kaukasus zum Hindukusch“ ausführlich geschildert habe, vollführt hatte und zur Nacheiferung anspornte. Im Mai 1887 ernannte der Kaiser eine Kommission zur Prüfung und Durchführung

des Unternehmens, im Juni desselben Jahres arbeitete diese Kommission eine genaue Denkschrift aus, welche die projektierte Bahn nicht blofs für ausführbar, sondern sogar für dringend erklärte. Und endlich wurden die verschiedenen Abteilungen für den Bau organisiert, an die Spitze des Bau-Comités der Grofsfürst-Thronfolger berufen und die Arbeiten begonnen.

*

Bis 1898 werden durchschnittlich 500 Werst pro Jahr fertiggestellt, wofür eine Gesamtausgabe von 108½ Millionen Rubel bewilligt wurde. Im Laufe dieser 6 Jahre soll der westliche Teil der sibirischen Bahn von dem gegenwärtigen östlichen Endpunkt des russischen Eisenbahnnetzes, Tscheljabinsk, bis nach Irkutsk, 3082 Werst lang, ausgebaut werden. Diese projektierte Linie besteht aus 5 Teilstrecken:

Tscheljabinsk-Omsk, 747 Werst, Herstellungskosten 23 Millionen Rubel.

Omsk-Obifufs, 581 Werst, Herstellungskosten 15½ Millionen Rubel.

Obifufs-Station Potschitanskaja, 300 Werst, Herstellungskosten 12½ Millionen Rubel.

Station Potschitanskaja-Atschinsk, 255 Werst, Herstellungskosten 8 Millionen Rubel.

Atschinsk-Irkutsk, 1196 Werst, Herstellungskosten 44 Millionen Rubel.

Die Werst dieser Linie wird also durchschnittlich auf 33600 Rubel kommen.

Die Entfernung der einzelnen Eisenbahnstationen

voneinander soll 50 Werst betragen, regelrechte Stationsgebäude wird man nur da errichten, wo der Verkehr es erfordern wird. Den Fahrpark sollen 214 Lokomotiven, 250 Passagierwaggons, 1618 Güterwaggons und 1711 Plattformen bilden.

Zu gleicher Zeit mit dem Beginn des Baues der Linie Tscheljabinsk-Irkutsk ist auch an dem östlichen Endpunkt der Bahn, in Wladiwostok, der Bau in Angriff genommen worden, um die Distanz bis Grafskaja bis zum Jahre 1895 fertigzustellen, was aber, durch die Verhältnisse bedingt, nur schwer auszuführen sein wird.

Nach Fertigstellung der erwähnten beiden Linien, oder wenn es die Umstände erlauben, auch schon während des Baues derselben, vielleicht im Jahre 1895, werden die Distanzen Grafskaja-Chabarowka, 347 Werst, und Myssowskaja-Ssretensk, 1009 Werst, hierauf die Baikal-Ring-Linie, 292 Werst, und die Distanz Ssretensk-Chabarowka, etwa 2000 Werst, gebaut werden. Die Gesamtkosten werden auf mindestens 341 Millionen Rubel veranschlagt. Bis 1902 soll die ganze Bahn von Tscheljabinsk nach Wladiwostok fertig sein. Die 1360 Werst lange transkaspische Bahn kostete, obgleich sie ungeheuerliche Hindernisse zu bewältigen hatte, blofs 43 520 000 Rubel, also 32 000 per Werst. Veranschlagen wir die Länge der sibirischen Bahn auf rund 7000 Werst, so sehen wir, dafs hier die Werst relativ bedeutend mehr kosten dürfte, als bei dem transkaspischen Bahnbau, nämlich 50 000 Rubel; dies ist aber immer noch billiger als

bei Bahnbauten im europäischen Rufsland, wo die Werst auf 85000 bis 90000 Rubel zu stehen kommt.

Die russische Regierung, welche den Bau nicht an Unternehmer vergiebt, sondern ihn selbst durchführen will, hofft, dafs sie schon in dreifsig bis vierzig Jahren nach Vollendung des gewaltigen Werkes auf ihre Kosten gekommen sein wird. Als Mafsgabe für die eventuelle Ertragsfähigkeit der Bahn durch Sibirien nimmt sie dabei an, dafs die jetzige jährliche Einnahme aus dem Frachtfuhrverkehr von und nach dem bisher von aller Welt und allem Leben abgelegenen Lande — eine Einnahme, welche im Durchschnitt wohl sechs Millionen beträgt, — sich nach der Herstellung der Bahn bedeutend steigern und das Doppelte ergeben dürfte.

*

Nicht lange also wird es dauern, und vom Baltischen Meer bis zum Stillen Ocean wird ein direkter schneller Verkehr bestehen, wie man ihn sich noch vor wenigen Jahren nicht mal erträumen hätte können. Das Land, bislang von jedermann nur mit Schrecken genannt, erschliefst sich der Kultur, und aus den Schneewüsten und undurchdringlichen Steppen wachsen schnell Städte empor, und wo früher Öde und Einsamkeit, düstere Trauer und Verwilderung geherrscht, prangen bald fruchtbare Wiesen und Felder, blühen lebhafter Handel und Verkehr.

Was für Wunder die Eisenbahn in Gegenden,

die durch lange Jahrhunderte brach gelegen und für verloren gehalten waren, hervorzuzaubern vermag, hat ja die transkaspische Steppenbahn gezeigt. Merw, Bochara und Samarkand sind aus Ruinen und Räubernestern in kaum zwei Jahrzehnten gewaltige Handelscentren geworden.

Wenn heute jemand nach China will, muſs er über den Atlantischen Ocean nach Amerika, mit der Pacificbahn nach San Francisco und dann wieder über den Stillen Ocean seinem Ziel zusteuern, oder durch den Suezkanal, das ungemütliche Rote Meer und den Indischen Ocean. Durch die sibirische Bahn wird, wie durch die transkaspische für Innerasien, für Ostasien eine fabelhaft schnelle und bequeme Verbindung mit Europa hergestellt.

Von Moskau fährt man bis Slatoustj, einem kleinen, durch seine Gewehr- und Stahlindustrie bekannten Ort mitten im Ural; dann in fast gerader Linie durch die zum Teil fruchtbarsten und am besten bevölkerten Gebiete Sibiriens bis zum Amur.

Über Tscheljabinsk und Petropawlowsk geht es zunächst nach Omsk und Tomsk. Eigentlich nicht direkt nach Tomsk, der sibirischen Universitätsstadt, dem Mittelpunkt des sibirischen Geisteslebens; die Lage dieser Stadt verhinderte die Erbauer der Bahn, Tomsk in die Strecke einzubeziehen, die Flüsse Ob und Tom würden nämlich bei Tomsk ungeheuer kostspielige Aquädukte erfordern; die Bahn geht deshalb in einer grofsen Entfernung südlich an Tomsk vorbei

und über Kolywan am Ob, wo der Aquädukt blofs 600 Meter lang sein mufs.

Von Kolywan bis Irkutsk hält die Bahnstrecke ungefähr die Poststrafse ein, welche bisher den Weg vom Baltischen Meer zum Stillen Ocean bildete. Zahlreiche breite Flüsse und Sumpfe sind auf dieser Linie zu überbrücken; gewaltige Aquädukte wird man über den Tom, über den Tschulym bei der Stadt Atschinsk, über den Jenissey bei Krasnojarsk, über den Kan bei der Stadt Kansk, über die Uda bei der Stadt Nischny-Udinsk, über die Flüsse Jeja und Oka werfen müssen.

Gleich Tomsk wird auch Irkutsk nicht direkt an der Strecke liegen, da man, um dies zu erreichen, eine 1800 Meter lange Brücke bauen müfste. Die Bahnstation Irkutsk wird aus diesem Grunde fern der Stadt errichtet werden.

Von Irkutsk bis Sretensk kann man auch die Dampfschiffverbindung über den Baikalsee benützen. Die Bahn wird um das ganze südliche Ufer des Sees herum ins transbaikalische Gebiet einlenken. Hatten wir bisher gleichförmige Ebene, so beginnt die Gegend jetzt nach und nach malerischer zu werden. Grünenden Thälern folgen in reicher Abwechslung Hügelländer und bald sogar Gebirgszüge mit üppigem Baumwuchs.

Statt der früheren zahlreichen Aquädukte treffen wir nun eine grofse Menge Tunnels.

Von Tschita, der Hauptstadt von Transbaikalien, geht es über das häufig traurige, von einer geringen,

schlecht genährten Bevölkerung bewohnte Jablonowgebirge.

Immer lebloser und unwirtlicher werden die Gebiete, welche die Bahn jetzt zu durchziehen hat; im Sommer herrscht hier eine Hitze von 34 Grad, giftiges Ungeziefer liegt dann auf allen Wegen, fürchterliche Gewitter brechen von Zeit zu Zeit nieder; im Winter steigt die Kälte bis zu 46 Grad; die Luft gefriert förmlich zu Eisstücken, kein lebendes Wesen ist zu entdecken. Dies ist so fast auf dem ganzen Weg von Irkutsk bis Ssretensk im Schilkathale.

Von Ssretensk bis Chabarowka besteht auf dem Amur wieder eine Dampfschiffverbindung. Die Eisenbahn wird ihren Weg entlang dem hohen linken Ufer des Flusses nehmen; das rechte Ufer gehört den Chinesen.

Die Gegend ist lebendiger geworden, die Öde weicht abermals romantischer Abwechslung.

In Chabarowka endet die beinahe gerade Linie, welche wir von Tscheljabinsk verfolgt haben. Wir machen eine jähe Biegung nach Süden und kommen, entlang dem schiffbaren Ussuri, dem Nebenfluss des Amur, immer parallel der chinesischen Grenze, zum Schlusspunkt Wladiwostok am Stillen Ocean.

*

Abgesehen von der kommerziellen und kulturellen Bedeutung, hat die sibirische Bahn, gleich der transkaspischen, eine hohe militärische Wichtigkeit und wird vor allem dazu dienen, dem fernen russischen

Osten leichte Verbindungen mit dem Centrum des Reiches zu schaffen.

Dieses östlichste Gebiet des Zarenreichs hat eine heikle Lage, denn es grenzt an China, und das heilige Blumenreich der Mitte wird in Zukunft vielleicht das Feld abgehen, auf welchem Englands und Rufslands Rivalität zu entscheidendem Austrag aufeinanderplatzen muss, nachdem Mittelasien nebst Persien und Afghanistan zu einem recht morschen Hindernis geworden.

Seit Jahren weisen die russischen Blätter, nicht mit Unrecht, auf eine solche Möglichkeit, ja sogar Wahrscheinlichkeit mit ernstem Nachdruck hin, und auch die öffentliche Meinung in China fühlt, dafs einst an den Ufern des Amur und Ussuri, an den Kusten des Stillen Oceans ein gewaltiger Existenzkampf um die Herrschaft in Asien geführt werden wird.

Die Engländer thun alles Mögliche, um die chinesische Regierung gegen russische Übergriffe wachsam zu erhalten, konnten aber doch nicht verhindern, dafs 1881 der Zar ein Riesenstück des chinesischen Reiches ahrifs und plötzlich die Grenzen seiner asiatischen Besitzungen his hart an die Mandschurei rückte, und zwar so, dafs diese Provinz von der Küste völlig abgeschnitten ward. Da sie wenig Bevolkerung hesafs, hofften die Russen auch die Mandschurei hald ohne Kampf und Mühe erohern und dann immer weiter und weiter in das heilige Blumenreich eiudringen zu können.

Da täuschten sie sich jedoch.

Der kühne Streich Rufslands hatte den Chinesen die Augen geöffnet und sie auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam gemacht. Um dieselbe abzuwenden, wandten sie ein einfaches, aber vortreffliches Mittel an: sie bevölkerten die Mandschurei!

Und dort, wo noch vor einem Jahrzehnt eine entsetzliche Menschenöde geherrscht, leben nun — es ist kaum glaublich — zwölf Millionen! Diese bilden ein tuchtiges Bollwerk gegen den Ansturm slawischer Eroberungsgelüste.

Die russische Bevölkerung an den Grenzen der Mandschurei dagegen beträgt blofs 40 000. Und an den Ufern des Amur und Ussuri und im ganzen umliegenden Gebiet auf drei Millionen Quadratwerst leben, Militär inbegriffen, noch 600 000. Nun mufs man aber bedenken, dafs von diesen ein gar grofser Teil Eingeborene sind, welche im Falle eines Krieges mit China für das letztere Partei ergreifen wurden. Dazu kommt schliefslich, dafs die Existenzverhältnisse infolge der elenden Verbindungen äufserst schwierig sind, so dafs von einer Ansiedelung guter und nützlicher Elemente in jenem wichtigen Lande bisher keine Rede sein konnte.

Da ist es wohl begreiflich, welche Wichtigkeit die sibirische Bahn für Rufsland haben wird, in kommerzieller und kultureller sowohl wie in strategischer Hinsicht.

Auch dem Weltverkehr könnte mancher Vorteil erwachsen, wenn die russische Regierung durch milde

Handhabung der Fremdenpolizei ein reges Leben fördern wollte. Das ist allerdings eine grofse Frage.

*

Mit dem Beginn des sibirischen Bahnbaues soll die Verbannung nach Sibirien aufhören.

Wie schön das klingt, und ist doch nichts weiter als ein Spiel mit Worten!

Die Verbannung nach Sibirien hat eben, sobald die Bahn das Land durchzieht, kaum einen Sinn und bietet der Regierung nicht die geringste Sicherheit mehr vor den von ihr gefürchteten politischen Verbrechern.

Da macht man denn aus der Not eine hohe Tugend und giebt sich „human".

Wenn nur der Zusatz nicht wäre: „Statt der Verbannung nach Sibirien werden allgemein Gefängnisse eingeführt!"

Gegen Gefängnisse an und für sich könnte man zwar nichts haben, denn irgendwohin mufs man doch Verbrecher, oder angebliche Verbrecher, ich meine die „Politischen", einstecken können. Aber das Schreckliche ist, dafs mit der Verbannung nach Sibirien nicht auch die Willkür aufhören wird. Und ob nun die Willkür roher Beamten nach Sibirien verschickt oder in die Gefängnisse, ist gleich, das letztere in manchen Fällen sogar das Schlimmere. Denn es giebt in Rufsland Gefängnisse, die jedes mehr Leid und Blut gesehen haben, als vielleicht ganz Sibirien. Nur eines braucht man zu nennen — das Verliefs in Schlüsselburg! . . .

Wie schön die russische Botschaft klang! Und ist doch nichts weiter als ein Spiel mit Worten! . . .

Da fällt mir ein, mit welcher Freude es aufgenommen ward, als die russische Regierung eines Tages ihren Unterthanen und dem Auslande Kunde gab von ihrem „humanen" Entschluſs, die Knute abzuschaffen.

Kurze Zeit darauf wurde die Freude ein wenig herabgestimmt.

Es kam ein kleiner Nachsatz zur frohen Kunde: „und statt der Knute ist der Plet eingeführt worden."

Der Unterschied?

Während die Knute von Leder gewesen, ist der Plet — von Eisen . . .

Pierer'sche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg

Digitized by Google

BERNHARD STERN,

Vom Kaukasus zum Hindukusch.

Reisemomente.

Mit 12 Vollbildern und 33 Illustrationen, sowie einem Anhang Kaukasische Marschrouten.

22½ Bogen. 8°. Preis eleg. brosch. Mark 6.—, eleg. geb. Markt 7.—.

Es sind fesselnde Bilder aus dem Osten, welche der Verfasser in diesem Werke an uns vorüberziehen läfst. Nicht mit trockenen Reisebeschreibungen darf man die lebendigen, fein ausgearbeiteten Federskizzen vergleichen, die den Leser „vom Kaukasus zum Hindukusch" geleiten. Mag Bernhard Stern mit uns die grusinische Heerstrafse entlang wandern, mag er einen Sonntag in Tiflis schildern, oder Samarkand, das Wunderland, vor unseren Augen auftauchen lassen, immer weifs er durch seine spannende Schreibweise zu interessieren und durch die vielseitigen Beobachtungen über Land und Leute anzuregen. Kleine Cabinetstücke sind die Momentbilder: „Auf dem Kasbek", „An den Ufern des Terek", in der turkmenischen Steppe" etc. Sie sind stimmungsvoll abgerundet und charakterisieren besser als manche langatmige Beschreibung. Dem Buch sind zahlreiche Illustrationen und eine Übersicht über die kaukasischen Marschrouten beigegeben. Leipz. Tagebl. v. 8. 12. 92.

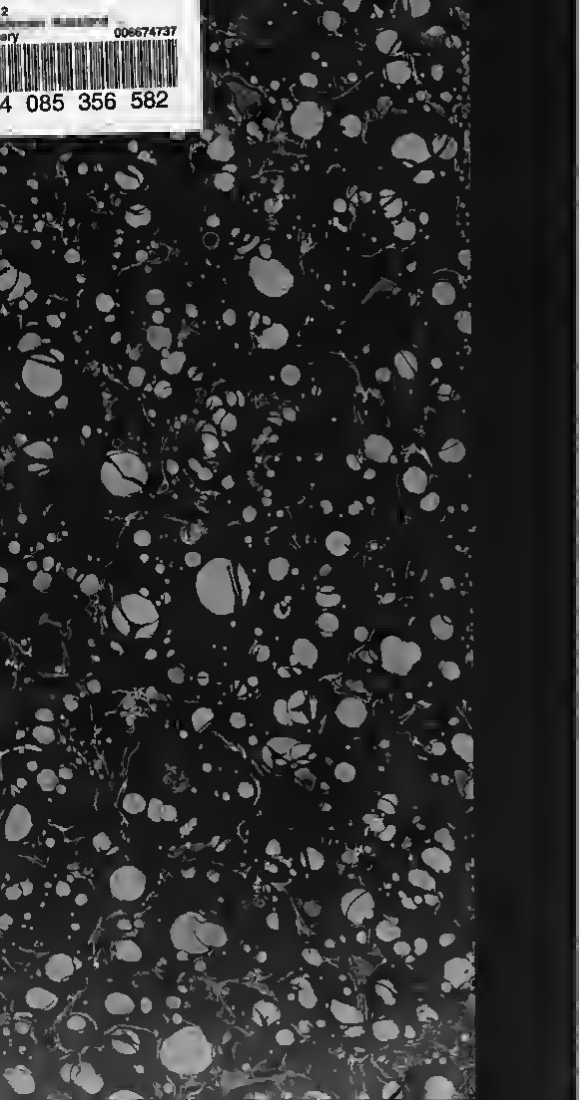
BERNHARD STERN,

Die Romanows.

Intime Episoden aus ihrem Hofleben.

22½ Bogen. 8°. Preis Mark 3.50, geb. Mark 4.50.

Inhalt: Sitten, Unsitten und Frauenleben unter den ersten Romanows. — Liebschaften Katharina der Ersten. — Heirat und Liebschaft Cäsarewitsch Alexey. — Die Kinder Peter des Grossen und Katharina der Ersten. — Liebschaften der Zarin Anna Iwanowna. — Liebschaften der Zarin Elisabeth Petrowna. — Ehe und Liebschaften Peter des Narrischen. — Liebschaften Katharina der Zweiten. — Aus dem Leben Paul des Irrsinnigen. — Die Nachkommen Paul des Irrsinnigen.


2
ery
006674737
4 085 356 582